

# JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

40. JAHRGANG / NR. 158

חנוכה תשפ"ו 5786

12. DEZEMBER 2025



## א מזמור שיר חנוכה הבית לדוד.

| מחצית ראשונה: הודיה                                                           |   | מחצית שנייה: תחינה                                                                    |    |
|-------------------------------------------------------------------------------|---|---------------------------------------------------------------------------------------|----|
| א                                                                             | ב | ז                                                                                     | ז  |
| אַרומקד'ה' פֿי דליתני<br>וְלֹא שְׂמִיחָת אֵיבִי לִי.                          |   | וְאֲנִי אֲמַרְתִּי בְּשִׁלּוֹי<br>בֶּל אָמוּט לְעוֹלָם.                               |    |
| ב                                                                             | ג | ח                                                                                     | ח  |
| ה' אֱלֹהֵי, שְׁוַעֲתִי אֵלֶיךָ<br>וְתַרְפָּאֲנִי.                             |   | ה', בְּרִצּוֹנָה הַעֲמִדְתָּה לְהַרְרִי עוֹ<br>הַסִּתְרָת פָּנֶיךָ – הֵייתִי נִבְהָל. |    |
| ג                                                                             | ד | ט                                                                                     | ט  |
| ה', הַעֲלִיתָ מִן שְׂאוֹל נַפְשִׁי<br>הֵייתִנִּי מִיּוֹרְדֵי מִיָּדֶי בּוֹר.  |   | אֵלֶיךָ ה' אֶקְרָא<br>וְאֵל אֲדֹנִי אֶתְחַנֵּן:                                       |    |
| ד                                                                             | ה | י                                                                                     | י  |
| זַמְרוּ לַה' חֲסִידָיו<br>וְהוֹדוּ לְזִכָּר קִדְשׁוֹ.                         |   | מֵה בָצַע בְּדַמִּי<br>בְּרִדְתִּי אֵל שְׁחַת?                                        |    |
| ה                                                                             | ו | יא                                                                                    |    |
| פִּי רָגַע בְּאִפּוֹ<br>חַיִּים בְּרִצּוֹנוֹ                                  |   | הַיּוֹדֶה עֲפָר?<br>הַיִּגִּיד אֶמְתָּה?                                              |    |
| ו                                                                             |   | יב                                                                                    | יא |
| בְּעָרֵב זָלִין בְּכִי<br>וְלִבְקָר רָנָה.                                    |   | שְׁמַע ה' וְחַנּוּנִי<br>ה' הִיָּה עֲזָר לִי.                                         |    |
| חתימה: הודיה                                                                  |   |                                                                                       |    |
| יג                                                                            |   | יב                                                                                    |    |
| הַפִּכְתָּ מִסָּפְדִי לְמַחֹל לִי<br>פִּתְחָת שְׁקִי וְתַאֲזָרְנִי שְׂמִיחָה. |   |                                                                                       |    |
| יד                                                                            |   | יג                                                                                    |    |
| לְמַעַן יִזְמְרָךְ כְּבוֹד וְלֹא יָדָם<br>ה' אֱלֹהֵי, לְעוֹלָם אֲוִדָךְ.      |   |                                                                                       |    |

Psalm 30, siehe dazu auch Seite 4.

## STOLPERSTEINE SCHNAITTACH

Hier wohnten

FRIEDA WOLF  
GEB. BUCHMANN  
JG. 1873  
DEPORTIERT 1942  
THERESIENSTADT  
ERMORDET 1944

LAURA WOLF  
GEB. 1871  
DEPORTIERT 1942  
THERESIENSTADT  
ERMORDET 1942

LENA NEUBURGER  
GEB. WOLF  
JG. 1888  
DEPORTIERT 1942  
THERESIENSTADT  
ERMORDET 1943

Unser Titelbild: Die Preisskulptur des Augsburger Friedenspreises. Beiträge dazu im Heft.

**Bilder Rückseite** (alle Beiträge dazu im Heft): **Nr. 1:** Parktheater des Kurhauses Göggingen, Foto: Ruth Plössel/Stadt Augsburg. **Nr. 2:** „Die Dritte Generation“, Ausstellung im Jüdischen Museum in München, Foto: Eva Jünger/JMM. **Nr. 3:** Das Zelt der Religionen in Bamberg, Foto: Liberale Gemeinde Bamberg. **Nr. 4:** Burkhard Hose (li.) mit Rafael Seligmann und mit Josef Schuster, Foto: -mm-. **Nr. 5:** Laudator Prof. Dr. Norbert Lammert, Foto: Ruth Plössel/Stadt Augsburg. **Nr. 6:** Konzert in der Synagoge in Floß, Foto: Jüdische Gemeinde Weiden. **Nr. 7:** Kindergruppe an Rosch Haschana, Foto: Jüdische Gemeinde Würzburg.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

NESS GADOL HAJA SCHAM, ein großes Wunder geschah dort, das bedeuten die vier hebräischen Buchstaben NUN, GIMEL, HEY und SCHIN auf dem Dreidel, mit dem wir in diesen Chanukka-Tagen gerne spielen. Das „Wunder“ bezieht sich auf ein biblisch-historisches Ereignis, das Rabbiner Dr. Berger auf der nächsten Seite beschreibt. Chanukka sei mehr als ein historisches Fest, schreibt er dort, es sei auch ein Aufruf zur Selbstbehauptung in einer Welt, die oft Assimilation verlangt. Und tatsächlich ist wohl „Selbstbehauptung“ eine Fähigkeit, die heute noch notwendig ist. Das bezieht sich auch auf die politische Situation Israels, auf den erstarkten Antisemitismus in Deutschland, auch auf die Überlebensfähigkeit der stark traumatisierten Hamas-Geiseln und ihrer Familien.

Auch beim Wiederaufbau Jüdischer Gemeinden nach der Shoa im ehemaligen Nazi-Deutschland waren Selbstbehauptung und Zusammenhalt Schlüsselfähigkeiten. Im September feierten wir im Jüdischen Museum in Berlin das Jubiläum „75 Jahre Zentralrat“ mit einem großen Rosch-Haschana-Empfang.

75 Jahre Zentralrat der Juden – das ist weit mehr als ein Jubiläum. Es ist ein Symbol für das Überleben und die Erneuerung jüdischen Lebens in Deutschland. Dass unsere Gemeinschaft nur wenige Jahre nach der Shoa wieder eine eigene Stimme bekam, war ein Akt des Mutes. Heute sehen wir, dass jüdisches Leben in Deutschland vielfältig und sichtbar ist – und das ist alles andere als selbstverständlich. Gleichzeitig stehen wir vor großen Herausforderungen: wachsendem Antisemitismus, Angriffen auf die Demokratie und der Frage, wie wir den gesellschaft-



lichen Zusammenhalt stärken können. Dieses Jubiläum ist für uns deshalb nicht nur ein Moment der Freude, sondern auch ein Auftrag, unsere Stimme weiterhin klar und deutlich, auch im Sinne unserer Demokratie, zu erheben.

In seiner Festrede erklärte Bundeskanzler Friedrich Merz zur Situation nach dem Krieg: „Es scheint uns unfassbar heute, aber es war so. In der Nachkriegszeit, in den ersten Jahren der Bundesrepublik Deutschland, wurden die Jüdinnen und Juden alleingelassen mit den Trümmern des Menschheitsverbrechens, das auf deutschem Boden geschehen ist, mit ihrem Entsetzen, mit ihrer Trauer um die Ermordeten, um ihre Mütter, Väter, Kinder, Großeltern, Freundinnen und Freunde, Kolleginnen und Kollegen. Wie ungeheuer bemerkenswert ist es, dass in dieser Situation Jüdinnen und Juden die

Kraft gefunden haben, sich in Deutschland zusammenzutun, sich in Deutschland zu organisieren.“

Tatsächlich ist es aber so, dass sich junge Menschen heute die Nachkriegszeit, die ich quasi als „Zeitzeuge“ miterlebte, nicht wirklich vorstellen können. Aber mit Selbstvertrauen und Zusammenhalt, und mit dem starken Mitgliederzuwachs von Juden aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion, gelang die Stabilisierung des jüdischen Gemeindelebens mit zahlreichen wichtigen Institutionen. Dazu gehört die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, die Hochschule für Jüdische Studien und das Archiv in Heidelberg, das Militärarchiv, die Rabbinerkonferenzen (in den Anfangsjahren hatten wir zeitweise keine zehn Rabbiner für das ganze Land) und 2026 kommt die neue Jüdische Akademie dazu.

Da wir gerade Chanukka feiern: Ist das Ganze nicht ein Wunder?

Ihnen, liebe Leserinnen und Lesern, wünsche ich ein besinnliches Fest,

CHAG CHANUKKA SAMEACH

*Dr. Josef Schuster*

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und  
des Landesverbandes der IKG in Bayern

**Leider kann dieses Heft  
krankheitsbedingt nicht mit allen  
geplanten Beiträgen erscheinen.  
Wir bitten unsere Leser  
um Verständnis.**

**Redaktion  
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN  
Benno Reicher**

## Chanukka 5786

Chanukka

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4

Dankgebet der Hasmonäer

Von Yizhak Ahren . . . . . 4

## Kultur

Le Chajim . . . . . 5

Unterstützung für NS-Gedenkstätten . 6

Claude Lanzmann – Ausstellung

im Jüdischen Museum Berlin . . . . . 6

Jüdischer Filmclub

Von Dorothe Sommer . . . . . 8

## Dokumentation

Josef Schuster in Augsburg geehrt

Von Benno Reicher . . . . . 9

## Nachrichten aus Frankreich

Jüdisches Erbe im Elsass

Von Gaby Pagener-Neu . . . . . 15

## Bayern

Arbeit von unschätzbarem Wert

Von Markus Mauritz . . . . . 19

Synagoge für Erlangen . . . . . 19

**Aus den jüdischen Gemeinden . . . 20**

## Buchbesprechungen

Zukunft der Erinnerung

Von Daniel Hoffmann . . . . . 28

Mit dem Leben davongekommen

Von Ina Karg . . . . . 32

**Russische Seite . . . . . 35**

## IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

authentisch bayerisch jüdisch

**Redaktionsleitung:** Benno Reicher, Vorländer-

weg 25, 48151 Münster, Tel. 0251 7475546

www.bayerisch-jüdisch.de

redaktion@berejournal.de

Wir erscheinen im April zu Pessach,

im September zu Rosch Haschana und

im Dezember zu Chanukka

In dieser Ausgabe mit Beiträgen von Rab. Joel Berger, Yizhak Ahren, Angela Genger, Daniel Hoffmann, Ina Karg, Markus Mauritz, Gaby Pagener-Neu, Benno Reicher, Monika Richarz, Josef Schuster und Dorothe Sommer

**Herausgeber:** Landesverband Israelitischer Kulturgemeinden in Bayern

**Gesamtherstellung:** Druckerei Höhn,  
Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach



## Chanukka

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Wenn draußen die Tage kurz sind, wenn das Licht früh schwindet und die Kälte in die Straßen zieht, dann beginnt für uns Juden auf der ganzen Welt das Fest der Lichter: Chanukka. Ein Fest, das von einem kleinen Wunder erzählt und von einem großen Vertrauen.

Nach den Eroberungen Alexander des Großen im 4. Jahrhundert vor der Zeitrechnung breitete sich die griechische Kultur, Sprache und Lebensweise – der sogenannte Hellenismus – über den gesamten Nahen Osten aus. Nach Alexanders Tod zerfiel sein Reich und das Gebiet Judäas geriet bald unter die Herrschaft der Seleukiden, einer griechischsprachigen Dynastie, die von Syrien aus regierte. Der Hellenismus war nicht nur Politik, sondern eine ganze Lebensphilosophie und insbesondere eine Ablehnung ex-

klusiver religiöser Gebote, die als „rückständig“ galten.

Der seleukidische Herrscher Antiochus IV. Epiphanes wollte seine Macht über Judäa festigen – auch durch religiöse Vereinheitlichung. Er sah die jüdische Religion mit ihren Geboten, dem Monotheismus und der Ablehnung von Götterbildern als Störfaktor. Darum erließ er drastische Maßnahmen und verbot die Beschneidung (Brit Mila), das Studium der Tora und die Einhaltung des Schabbat. Er ließ einen Zeus-Altar im Jerusalemer Tempel errichten. Das war ein direkter Angriff auf die religiöse Identität und für gläubige Juden eine unerträgliche Entweihung.

In der kleinen Stadt Modiin bei Jerusalem lebte ein Priester namens Mattitjahu mit seinen fünf Söhnen. Als ein königlicher Beamter verlangte, er solle ein heidnisches Opfer darbringen, weigerte sich Mattitjahu und tötete den Mann. Das war der Auslöser des Makkabäeraufstands.

Mattitjahu und seine Söhne flohen in die Berge und begannen einen Guerillakrieg gegen die übermächtigen seleukidischen Truppen.

Nach Mattitjahus Tod übernahm sein Sohn Judah Makkabi („der Hammer“) die Führung. Die Makkabäer organisierten sich als religiös motivierte Freiheitsbewegung, kämpften mit erstaunlichem Erfolg gegen griechische und hellenisierte Kräfte und befreiten schließlich Jerusalem.

Als die Makkabäer im Jahr 164 v. d. Z. Jerusalem zurückeroberten, fanden sie den Tempel entweiht. Sie reinigten und weihten ihn neu. Chanukka bedeutet „Einweihung“. Als sie den Tempelleuchter entzünden wollten, stießen sie auf ein

kleines Krüglein Öl mit dem Siegel des Hohenpriesters, das nur für einen Tag gereicht hätte. Doch das Öl brannte acht Tage lang, bis neues reines Öl bereitet war. Dieses Wunder wurde zum zentralen religiösen Symbol des Festes.

Historisch wurde Chanukka zunächst als politisch-religiöses Freiheitsfest gefeiert – ein Sieg des Glaubens und der Selbstbestimmung. Erst später, in rabbinischer Zeit, wurde der Fokus stärker auf das Wunder des Lichts gelegt, um die religiöse Dimension zu betonen.

Chanukka steht nicht für Abschottung, sondern für bewusste Abgrenzung dort, wo Identität bedroht ist – und für die Kunst, in einer fremden Welt dem eigenen Glauben treu zu bleiben. Chanukka ist mehr als ein historisches Fest. Es ist ein Symbol des Widerstands gegen geistige oder kulturelle Vereinnahmung, ein Zeugnis des Glaubens, dass das Licht stärker ist als die Dunkelheit und ein Aufruf zur Selbstbehauptung in einer Welt, die oft Assimilation verlangt.

Wir stellen die Chanukkija, den neunarmigen Leuchter, ans Fenster. Nicht, um zu prahlen, sondern um zu teilen. Um zu sagen: „Hier ist Licht. Hier ist Hoffnung.“ Chanukka ist aber auch ein Fest der Freude. Kinder drehen den Dreidel, das kleine Kreisspiel, essen Sufganiot, süße Krapfen, und singen alte Lieder. Chanukka ist ein Fest, das die Familie zusammenführt, das Geschichten erzählt – von Mut, von Vertrauen und von der Treue Gottes.

Auch in Zeiten, in denen jüdisches Leben wieder unter Druck gerät, in denen antisemitische Worte und Taten zunehmen, bleibt dieses Licht ein Symbol des Widerstands und des Lebens. Es sagt: Wir sind da. Wir gehören dazu. Wir bringen Licht.

## Dankgebet der Hasmonäer

Eine Betrachtung zu Chanukka von Yizhak Ahren

Nach dem Anzünden der Chanukka-Lichter ist es in aschkenasischen Familien üblich, das hebräische Lied „Maoz Zur“ zu singen. Manche Leute pflegen bei dieser Gelegenheit auch Psalm 30 zu rezitieren. Bereits im Traktat „Soferim“ (verfasst in der Zeit der Geonim) wurde Psalm 30 als „Psalm des Tages“ für die acht Tage von Chanukka bestimmt, und in vielen Gemeinden wird diese Anweisung heute noch befolgt. Uns drängt sich die Frage auf: Warum hat man gerade Psalm 30 für Chanukka gewählt?

In frommen Kreisen ist Psalm 30 einer der bekannteren Psalmen. Warum zählt dieser Psalm zu den bekanntesten? Weil Beten ihn täglich im Morgengebet sprechen, und zwar vor dem Abschnitt der Lobpreisungen „Pesuke Desimra“. Rabbiner Jonathan Sacks bemerkt in seinem Kommentar zum Gebetbuch: „Psalm 30 gelangte in den Siddur zunächst als ein an Chanukka zu sprechendes Gebet und wurde erst später Teil der täglichen Gebete.“ Es bleibt jedoch zu klären: Warum wird Psalm 30 vor Pesuke Desimra gesagt?

Rabbiner Elie Munk gibt in seinem klassischen Werk „Die Welt der Gebete“ folgende Antwort: „Seinem Inhalt nach ist Psalm 30 besonders geeignet, die Einleitung zu dem zweiten Teil der Gebetfolge zu bilden. Dieser Teil enthält Huldigungen und Lobpreisungen Gottes ... Allein der Betende kann zuweilen in einer bedrückten Gemütsverfassung sich befinden, die jene Stimmung der grenzenlosen Hingabe nur schwerlich in ihm aufkommen lässt. Da kommt ihm der Psalmsänger mit seinen aufmunternden,

befreienden Trostworten entgegen. Unter eindrucksvollem Hinweis auf ein eigenes Erlebnis schildert David die unbegrenzte Liebe Gottes, seine starke Hilfe, die den Lebensmüden die Lebensfreude auf Neue schenkt.“

Das Buch der Psalmen enthält zahlreiche Danklieder (um nur einige Kapitel zu nennen: 9, 34, 41, 66, 116 und 138). Wollen wir die Besonderheit von Psalm 30 erkennen, so müssen wir sowohl den Inhalt als auch den Aufbau, die Gliederung dieses Liedes näher betrachten. Eine vorzügliche Analyse unseres Psalms hat Rabbiner Elchanan Samet vor einigen Jahren in seinem hebräischen Buch „Junim Bemismore Tehillim“ veröffentlicht. Seine Interpretation wollen wir an dieser Stelle zusammenfassend referieren.

Die 13 Verse von Psalm 30 schreibt Rabbiner Samet nicht wie einen Prosatext hintereinander, sondern wie abgehobene Strophen eines Gedichts. Zwischen der etwas rätselhaften Überschrift (Vers 1) und der Schlussdeklaration (Verse 12 und 13) stehen zwei gleich große Blöcke. Verse 2 bis 6 sprechen Dank aus; in den Versen 7 bis 11 kommt ein Flehen zum Ausdruck. Die Erzählung des Psalmisten ist offensichtlich nicht chronologisch geordnet. Im ersten Teil dankt er im Rückblick für die ihm erwiesene Rettung, und in der

zweiten Hälfte erzählt er die Vorgeschichte der erlebten Krise und seine Reaktion während der Not. Die Schlussverse greifen das Motiv des Dankes erneut auf.

Nach der Interpretation von Rabbiner Samet ist Psalm 30 nicht nur ein Dankgebet; er ist auch ein Psalm der Umkehr, Teschuwa. Verse 7 und 8 berichten von einer Erschütterung der früheren Weltanschauung: „Als ich mich sicher fühlte, sagte ich: ‚Niemals werde ich wanken!‘ Ewiger, mit deinem Wohlgefallen hattest du meinen Berg mit Macht aufgerichtet; bargst du dein Angesicht, da erschrak ich.“ Nach der aufrüttelnden Erfahrung bekennt der Psalmist, dass ein angenehmes Leben keine Selbstverständlichkeit ist. Er gelangt zu der religiösen Erkenntnis, dass man Gott jederzeit für das Leben zu danken hat. Teschuwa führte den vorher in einer Illusion lebenden Menschen zur Haltung der Dankbarkeit.

Nachdem wir die Themen und den Aufbau von Psalm 30 kennengelernt haben, kehren wir zur eingangs gestellten Frage zurück: Warum hat man gerade Psalm 30 für Chanukka gewählt? Etwa nur deshalb, weil die Überschrift von einem „Lied für die Einweihung des Hauses“ spricht? Rabbiner Samet vertritt die Ansicht, dass schon die ersten Hasmonäer Psalm 30 nach ihrem großen Sieg und der

Neueinweihung des Tempels als Dankgebet gewählt haben. Wir gehen in den Spuren der Kämpfer für die religiöse Freiheit und sprechen am Chanukka das Dankgebet der Hasmonäer.

Was hat die Wahl der Hasmonäer determiniert? In Psalm 30 fanden sie Ausdruck für ihre Gefühle nach der Rettung aus der Not, die sie erfahren hatten: „Du wandeltest mein Jammerlied mir zum Reigen, Du öffnetest mein Sackgewand und hast mich in Freude gegürtet.“ Es mag, wie Rabbiner Samet bemerkt, noch einen weiteren Grund für die Wahl von Psalm 30 geben. Die Anhänger der religiösen Freiheitskämpfer wurden zu ihrer Zeit als „Chassidim“ (Fromme) bezeichnet. Die Hasmonäer konnten daher Vers 5 auf sich beziehen: „Singet dem Ewigen, ihr, seine Chassidim.“ Im Midrasch zu diesem Vers lesen wir: „Seine Chassidim – das sind Mattitjahus Söhne.“

Wir können feststellen, dass die Wahl der Hasmonäer sich auf unsere Liturgie auswirkt. Und dies nicht nur an den acht Chanukka-Tagen. Wie oben vermerkt, rezitieren wir Psalm 30 täglich vor Pesuka Desimra. Dieses Dankgebet sollten wir stets mit großer Andacht sprechen, um uns immer wieder die richtige religiöse Einstellung zum Leben deutlich zu machen.

## KULTUR

### Le Chajim

**MÜNCHEN.** Landtagspräsidentin Ilse Aigner hat Ende Oktober den Bürgerpreis 2025 verliehen. Drei ehrenamtliche Projekte aus Oberfranken, Mittelfranken und Oberbayern wurden im Senatssaal des Bayerischen Landtags geehrt. Die Preisträger setzen sich in besonderer Weise für den Erhalt und die Festigung eines friedlichen Zusammenlebens in Freiheit ein.

Die Landtagspräsidentin sagte in ihrer Rede: „Frieden ist nicht nur in der Außenpolitik und in der Frage von ‚Krieg oder Frieden‘ zu finden. Neben der Weltpolitik bewegt uns die Frage nach dem innergesellschaftlichen Frieden: im Kleinen, in unserem Miteinander.“

Die Jury habe den diesjährigen Bürgerpreis unter das Motto Frieden und Freiheit gestellt, weil es entscheidend sei, sich als Gemeinschaft wieder an unsere eigene Stärke zu erinnern – nämlich an das, was uns zusammenhält. Gerade deshalb seien die prämierten Projekte von so großer Bedeutung, so Aigner. Sie dankte den Preisträgern: „Sie bauen Brücken, wo andere die Trennlinien immer weiter ziehen. Sie hören zu, wo andere nur noch schreien und Sie kümmern sich, wo andere längst

wegsehen.“ Und all das geschehe freiwillig und ehrenamtlich.

Mit dem 3. Platz und mit 10.000 Euro Preisgeld wurde das Projekt Jüdische Kulturwoche „Le Chajim“ (Rothenburg o.d. Tauber, Mittelfranken) ausgezeichnet. Unter dem Titel „Le Chajim!“ – „Auf das Leben“ organisieren Ehrenamtliche in Rothenburg ob der Tauber jedes Jahr im Oktober eine jüdische Kulturwoche. Bei

den Konzerten, Filmvorführungen, Theaterstücken, Lesungen oder einer Stadtführung geht es nicht allein um die Geschichte des jüdischen Lebens, sondern auch darum, jüdische Kultur in der Gegenwart zu erleben. Gerade vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Situation ist das Projekt auch ein Beitrag im Engagement gegen Antisemitismus. PM



Landtagspräsidentin Ilse Aigner (links) und Verantwortliche der „Jüdischen Kulturwoche“.

Foto: Matthias Balk

## Unterstützung für NS-Gedenkstätten

**DACHAU.** Kultur-Staatsminister Wolfram Weimer hat Ende November die KZ-Gedenkstätte Dachau besucht und am Internationalen Mahnmahl einen Kranz niedergelegt. Bei einem Rundgang tauschte er sich mit Gabriele Hammermann, Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau, sowie Karl Freller, Direktor der Stiftung Bayerische Gedenkstätten, über die aktuellen Herausforderungen der Gedenkstättenarbeit aus – vor allem über den baulichen Zustand der historischen Orte und die Anforderungen an moderne Bildungsarbeit.

Im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus sagte Staatsminister Weimer: „Es erfüllt mich mit tiefem Schmerz, hier in Dachau zu sein – an einem Ort, an dem sich das Zivilisationsversagen in seiner grausamsten Form manifestierte. Insgesamt über 200.000 Menschen aus über 40 Nationen wurden hier entrechtet, mehr als 40.000 von ihnen überlebten die Haft nicht. Deutschland trägt die dauerhafte Verantwortung, die Verbrechen der Nationalsozialisten aufzuarbeiten und der Opfer zu gedenken. Gedenkstätten wie Dachau sind somit Grundpfeiler unseres demokratischen Selbstverständnisses, denn Erinnerung ist unsere stärkste Antwort auf Extremismus. Ihre Unterstützung bleibt eine zentrale Aufgabe der Bundesregierung.“

Anlässlich seines Besuchs kündigte der Minister an, dass der Bund 21,8 Millionen Euro für zwei bedeutende Modernisierungsprojekte der Gedenkstätten Dachau und Flossenbürg bereitstellen wird. In Dachau kann mit dem Projekt „Lernen am Ort – Lernen vom Ort“ die geplante Neugestaltung der rekonstruierten Häftlingsbaracken zu einem modernen Lern-



Staatsminister Wolfram Weimer.

Foto: Jesco Denzel/Bundesregierung

und Ausstellungszentrum beginnen. Die Gesamtkosten betragen 38,8 Millionen Euro, davon übernimmt der Bund 17,5 Millionen Euro. Parallel dazu soll in Flossenbürg das ehemalige Verwaltungs- und Gefolgschaftsgebäude des SS-Unternehmens „Deutsche Erd- und Steinwerke“ erschlossen und für die Gedenkstätte umgenutzt werden. Für das Projekt mit Gesamtkosten von 8,9 Millionen Euro stellt der Bund 4,3 Millionen Euro bereit. Darüber hinaus stellte Weimer einen Zuwachs der Förderung der Stiftung Bayerische Gedenkstätten um bis zu 265.000 Euro für das Jahr 2026 in Aussicht.

Am 12. November beschloss das Bundeskabinett die neue Gedenkstättenkonzeption des Bundes, die künftig die Grundlage für die Förderung und Weiterentwicklung

der Gedenkstätten bildet. Es betont, dass Gedenkstätten und Erinnerungsorte zentrale Pfeiler des demokratischen Selbstverständnisses Deutschlands sind. „Gedenkstätten wie Dachau und Flossenbürg sind unverzichtbare Orte des Lernens, der Trauer und der Mahnung“, sagte Weimer. „Wir tragen Verantwortung dafür, dass sie für kommende Generationen erhalten bleiben und moderne Formen der historischen Bildung ermöglichen. Die deutliche Stärkung der Förderung zeigt: Der Bund steht fest an der Seite der Gedenkstätten. Wir sichern ihre Zukunft – und damit die Zukunft der Erinnerung.“

Gabriele Hammermann, Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau, sagte dazu: „Heute kommen jährlich mehr als eine Million Menschen aus aller Welt an diesen Ort, mehr als an jede andere Gedenkstätte in Deutschland. Die Neugestaltung und Modernisierung der KZ-Gedenkstätte Dachau zielt darauf ab, der Vielzahl interessierter Besucherinnen und Besucher, trotz Verlust der Zeitzeugengeneration, die Geschichte des Ortes mit einem zeitgemäßen Ausstellungskonzept zu vermitteln. Wir sind sehr dankbar, dieses Vorhaben mit der überaus großzügigen Förderung von Bund und Freistaat umsetzen zu können.“

Die KZ-Gedenkstätte Dachau erinnert an eines der ersten Lager, das als Modell diente für alle weiteren Konzentrationslager und ebenfalls als Ausbildungsstelle für SS-Personen, die in den Konzentrationslagern eingesetzt wurden. Gemeinsam mit der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg gehört die Gedenkstätte Dachau zur Stiftung Bayerische Gedenkstätten, die vom Bund und dem Freistaat Bayern gefördert wird. PM

## Claude Lanzmann

**BERLIN.** Zum 100. Geburtstag von Claude Lanzmann (1925–2018), dem herausragenden französischen Journalisten, Filmemacher und Chronisten der Shoa, präsentiert das Jüdische Museum Berlin (JMB) eine Ausstellung, die Geschichte hörbar macht: *Claude Lanzmann. Die Aufzeichnungen*. „Wir sind stolz darauf, dass wir das Audio-Archiv zu Lanzmanns weltberühmtem Dokumentarfilm *Shoah* (1985) erstmals öffentlich zugänglich machen“, erzählt Hetty Berg, die Direktorin des JMB.

Die Aufnahmen dokumentieren die zahlreichen Gespräche, die Lanzmann und seine Mitarbeiterinnen Corinna Coulmas und Irena Steinfeldt-Levy in den 1970er Jahren während der mehrjährigen Recherchen vor Beginn der Dreharbeiten führten, mit Überlebenden, mit Tätern und mit Dritten. *Shoah* prägte internatio-

nal die Wahrnehmung des Massenmords an den europäischen Juden. Der Film ist 9 Stunden 26 Minuten lang und enthält kein historisches Bildmaterial.

„Ende 2021 schenkte die Association Claude et Felix Lanzmann (A.C.F.L.) dem JMB Lanzmanns Audio-Archiv“, erläutert Hetty Berg. „Das bildet nun unsere *Sammlung Lanzmann*, an deren Erschließung wir seitdem arbeiten.“ Insgesamt handelt es sich um mehr als 220 Stunden Tonmaterial. Das JMB hat die 152 Audiokassetten digitalisiert und die Audiomitschnitte transkribiert. Ab Ausstellungsbeginn werden die ersten Aufnahmen mit deutschen und englischen Übersetzungen in einer Online-Edition für alle Interessierten zugänglich sein; in den in der Ausstellung zu hörenden Interviews sprechen die Beteiligten Französisch, Deutsch, Englisch, Hebräisch, Jiddisch und Polnisch.

Kuratorin Dr. Tamar Lewinsky erklärt: „Die Ausstellung lädt die Besucher zu einem besonderen Hörerlebnis ein: Ausgewählte Originalaufnahmen folgen den Recherchen Lanzmanns und geben Einblick in das vielschichtige Erinnern an die Shoa in den 1970er Jahren.“ Insgesamt sind in der Ausstellung rund 90 Minuten Tonmaterial zu hören.

Die Besucher können sich mit Kopfhörern frei im Raum bewegen und sich in die sechs ausgewählten Themenschwerpunkte vertiefen, die präsentiert werden: Im ersten Kapitel spricht Lanzmann mit anderen über sein Projekt und darüber, was es in finanzieller, methodischer und psychologischer Hinsicht für ihn bedeutet. Im zweiten Kapitel kommen Gesprächspartner zu Wort, die er später nicht gefilmt hat, weil sie abgesagt haben. Es folgt ein Kapitel über die Täter und wie sie ihr



eigenes Tun reflektiert oder eben nicht reflektiert haben und wie Lanzmann sie zum Sprechen gebracht hat. Das vierte Kapitel widmet sich dem Holocaust in Litauen, stellvertretend für die vielen Forschungsthemen, die letztlich nicht in den Film gekommen sind. Im fünften Kapitel geht es um die Reise nach Polen 1978: Lanzmann besucht zum ersten Mal die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau und andere Orte und spricht mit Zeitzeugen. Im sechsten Kapitel der Ausstellung werden ausgewählte Ton- und Filmaufnahmen aus dem Rohmaterial miteinander konfrontiert.

Auf Monitoren laufen Transkriptionen und Übersetzungen aus den unterschiedlichen Sprachen mit, in denen die Gespräche geführt wurden. Die Aufzeichnungen geben auch die Hintergrundgeräusche der verschiedenen Gesprächssituationen wieder, zum Beispiel Geschirrklopfen, Kinderstimmen oder Schritte. Dadurch entsteht eine jeweils besondere Atmosphäre. Originaldokumente aus dem Privatarchiv von Claude Lanzmann sowie andere Dokumente und Filmaufnahmen unterstützen dabei die Einordnung der Aufnahmen.



Blick in die Ausstellung Claude Lanzmann im Jüdisches Museum Berlin. Foto: Jens Ziehe

„Es liegt mir sehr am Herzen, dieses wichtige Projekt zu unterstützen. Angesichts der beschämenden Zunahme des Antisemitismus und angesichts des Verlustes der letzten Zeitzeugen sind wir alle aufgefordert, die Erinnerung an die Shoa zu stärken“, sagte in seiner Eröffnungs-

rede Außenminister Dr. Johann Wadephul. Ein Begleitprogramm umfasst u. a. eine wissenschaftliche Konferenz, die 2026 stattfinden wird, und Workshops für Schulklassen. Die Ausstellung läuft bis zum 12. April 2026 im Jüdischen Museum in Berlin. [www.jmberlin.de](http://www.jmberlin.de)

## Die Dritte Generation

**MÜNCHEN.** Noch bis zum 1. März 2026 zeigt das Jüdische Museum in München die Ausstellung „Die Dritte Generation. Der Holocaust im familiären Gedächtnis“. 80 Jahre nach der Shoa setzt sie sich mit der Frage transgenerationaler Traumata und dem emotionalen Erbe der Überlebenden auseinander. Damit knüpft sie an die immer dringender werdende Frage an, wie Erinnern, wenn kaum noch Zeitzeugen befragt werden können, die den Holocaust unmittelbar erlebt haben? Ihre Geschichten, aber auch ihre Traumata

haben sie an ihre Kinder und Enkelkinder weitergegeben. Während die Zweite Generation mit den psychischen und physischen Verletzungen ihrer Eltern aufwuchs, blickt die Dritte Generation aus einer größeren zeitlichen Distanz auf die Familiengeschichte.

Dabei erkundet die Ausstellung verschiedene Strategien der Bewältigung und Auseinandersetzung mit dem Erbe des Holocaust. Die Ausstellung erzählt vorrangig anhand künstlerischer Arbeiten vom Archivieren und nicht mehr Schweigen-

wollen, von Aneignung und Abgrenzung und von den großen Lücken in den Familiengeschichten sowie den Versuchen, diese zu füllen.

Die Präsentation wurde zunächst im Jüdischen Museum Wien realisiert und sie wurde für ihre zweite Station in München angepasst und erweitert. Dabei wurde auch eine lokale Perspektive stärker herausgearbeitet. Münchner Künstler zeigen mit ihren Arbeiten, wie sehr der Holocaust bis in ihr heutiges Sein hineinwirkt.

[www.juedisches-museum-muenchen.de](http://www.juedisches-museum-muenchen.de)

## Keine Schonzeit für Juden

**WÜRZBURG.** „Unsere Zukunft hängt nicht von der AfD ab, auch nicht von Trump oder Putin!“ So die Überzeugung Rafael Seligmanns, der Ende Oktober im Jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrum Shalom Europa (Würzburg) sein neuestes Buch vorstellte. Die Zukunft hänge vielmehr vom Verhalten jedes Einzelnen ab. „Wir müssen unsere Freiheit verteidigen!“, forderte der Autor. Allerdings habe er nach den antiisraelischen Protesten und den antisemitischen Übergriffen nach dem Hamas-Überfall auf Israel am 7. Oktober 2023 den „Aufstand der Anständigen“ vermisst, so Rafael Seligmann. So gesehen, stimmt die Lektüre des jetzt im Herder-Verlag erschienenen Bandes nicht sonderlich hoffnungsvoll.

„Das Mitleid mit Juden ist begrenzt“, schreibt der bekannte Publizist und Zeithistoriker in seinem Buch „Keine Schonzeit für Juden – Die Antwort eines Betroffenen“. Vielmehr zeige sich mehr denn je die „gläserne Wand“, die Juden und Nicht-Juden trenne. Am schlimmsten sei für ihn der Opportunismus – wie unlängst, als die Veranstalter des „Flanders Festival Gent“ in Belgien die Münchner Philharmoniker kurzfristig ausluden, weil deren in Tel Aviv geborener Dirigent Lahav Shani zugleich auch Musikdirektor des Israel Philharmonic Orchestra sei.

Dass sich die von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Würzburg und Unterfranken organisierte Buchvorstellung trotz der enormen Zahl

an Zuhörern im David-Schuster-Saal zu einem sehr persönlichen Abend entwickelte, lag nicht zuletzt an der entspannten Präsentation: im angenehmen Plauderton befragte der Würzburger Studenten-Pfarrer Burkhard Hose den prominenten Autor zu seinem neuen Buch. Rafael Seligmann, lässig-elegant im dunklen Anzug mit weißem Hemd, antwortete geistreich und wortgewandt. Er habe mit seiner Neuerscheinung nicht noch eine Theorie vorlegen wollen, sagte er. Vielmehr wollte er beschreiben, wie es ist als Jude in Deutschland.

Und so fügten sich Autobiographisches und Wissenschaftliches zu einer griffigen Analyse antisemitischer Tendenzen, wie sie sich insbesondere seit dem 7. Oktober

2023 zeigten. Der Hamas sei es bei ihrem Überfall auf Israel um die Bilder gegangen, so Seligmann: „Die verheizen ihre Leute der Bilder wegen!“ Antisemitismus gebe es seit Jahrhunderten, schon seit den Kreuzzügen. Unter der Oberfläche seien die alten Ressentiments fortbestanden – „selbst nach dem Ende der Nazi-Herrschaft“. Aber mit Israels Reaktion auf den Hamas-Terror und den vielen einseitigen Medienberichten sei der Antisemitismus wieder salonfähig geworden. Die Rechnung der Terroristen ging offensichtlich auf: „Welche Unverschämtheiten der Antisemitismus seither hervorgebracht hat, hätte ich mir bis dahin nicht vorstellen können!“

Eine schwerwiegende Aussage mit Blick auf das bewegte Leben des 1947 in Tel Aviv geborenen Seligmann. Als Zehnjähriger kam er mit seinen Eltern, die 1934 unter dem Druck der Nazi-Diktatur nach Palästina ausgewandert waren, nach München. Hier wurde er in die vierte Klasse eingeschult – und war „plötzlich Analpha-

bet“. Seligmann hatte zwar in seinem Elternhaus gelernt, Deutsch zu sprechen, aber eben nicht Deutsch zu schreiben. Und so spürte er die Umarmung an die „kalte, germanische Brust“ – die aufgrund der Sprache zugleich auch eine intellektuelle Brust wurde. Aber der junge Rafael profitierte von seiner israelischen Sozialisation: „Man versteckt sich nicht. Man zeigt Mut. Auch wenn man Angst hat!“

In Israel sei es leicht gewesen, Jude zu sein, aber in Deutschland gehörte er zu einer Minderheit. Als Schüler in München war er Außenseiter und wurde antisemitisch beschimpft: „Da wird man schnell erwachsen“, erinnerte sich Seligmann. Auch der Titel seines Buches weist in Richtung Antisemitismus. Als während der 1970er und 1980er Jahre das Theaterstück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ von Rainer Werner Fassbinder für einen anhaltenden Skandal sorgte, sagte der gerade berufene Intendant des Schauspiels Frankfurt, Günther Rühle, die „Schonzeit für Juden“ sei vorbei – als seien die Juden

jetzt wieder zur Jagd freigegeben! Oft musste Rafael Seligmann in seinem Leben solche Enttäuschungen und Desillusionierungen hinnehmen. Trotzdem sei er „genuiner Optimist“ geblieben, wie er in dem Gespräch mit Burkhard Hose über sich sagte. „Tagträume“ boten ihm schon als Schüler und später als Student die Möglichkeit zu kleinen Fluchten – und waren vielleicht die Wurzel zu seinem späteren Schriftsteller-Leben – und zu seiner Zuversicht. Sein Buch hat er deshalb „den Anständigen“ gewidmet – fünf namentlich aufgeführten Ehepaaren, die ihm nach dem 7. Oktober 2023 unabhängig voneinander spontan Schutz anboten. Was sie bewegte, sei ein gemeinsames Anliegen gewesen: Anstand. So habe auch Marlene Dietrich das Motiv ihres Kampfes gegen die Nazis und zugunsten der Verfolgten kurz und knapp formuliert, sagte Seligmann. *Markus Mauritz*

*Beachten Sie dazu auch unsere Buchbesprechung auf Seite 29.*

## Jüdischer Filmclub

**HEIDELBERG.** Die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg (HfJS) setzt gemeinsam mit dem Karlstorkino Heidelberg ein eindrucksvolles Zeichen für kulturelle Vielfalt und gesellschaftlichen Diskurs. Seit kurzem bereichert ein neuer jüdischer Filmclub das kulturelle Leben der Stadt. Mit großer Resonanz startete am 2. November die erste Vorführung im Karlstorkino, bei der der preisgekrönte israelische Spielfilm „Matchmaking“ von Erez Tadmor auf dem Programm stand. Das Ziel des Filmclubs ist es, das vielfältige jüdische Leben jenseits von Stereotypen und politischen Konflikten stärker in den Fokus der Öffentlichkeit zu rücken. Gerade aktuelle Entwicklungen stellen jüdische Filmschaffende vor zusätzliche Herausforderungen, ihre Werke international sichtbar zu machen, betont Dr. Andreas Brämer, Rektor der HfJS Heidelberg und Initiator der Veranstaltungsreihe. Der Filmclub möchte einen Gegenakzent setzen, jüdische Lebenswelten zugänglich machen und zur öffentlichen Auseinandersetzung einladen. In unregelmäßigen Abständen werden Filme jüdischer Regisseure vorgestellt und gemeinsam diskutiert. Das Repertoire reicht von israelischen Produktionen über Werke aus der Diaspora bis hin zu Klassikern der Filmgeschichte. Dadurch werden Spannungen und Dynamiken innerhalb jüdischer Gemeinschaften ebenso thematisiert wie humorvolle und lebensnahe Geschichten des jüdischen Alltags.

Die Initiative soll auch dazu beitragen, jüdisches Leben und jüdische Kultur als

integrierten Bestandteil des Heidelberger Stadtlebens erlebbar zu machen. Bürgermeisterin Stefanie Jansen hob in ihrem Grußwort hervor: „Durch den Filmclub wird jüdisches Leben in unserer Stadt stärker sichtbar. Mit dieser Reihe ermöglichen wir Begegnung, fördern gegenseitiges Verständnis und setzen ein Zeichen für Offenheit und Respekt.“

„Matchmaking“ bildete den Auftakt. Der Film von Regisseur Erez Tadmor ist eine humorvolle und zugleich liebevolle Komödie, die das orthodoxe Judentum und die Herausforderungen der Heiratsvermittlung in der ultraorthodoxen Gesellschaft Israels thematisiert. Im Zentrum steht

Moti Bernstein, ein junger Tora-Student aus der Stadt Bnei Berak, der als der begehrteste Junggeselle innerhalb seiner ultraorthodoxen Gemeinde gilt.

Moti wird von der Heiratsvermittlerin Malki unterstützt, die versucht, ihn mit verschiedenen Frauen aus der Gemeinde und dem Ausland zusammenzubringen. Trotz vieler Verabredungen findet er nicht die passende Partnerin. Schließlich trifft er Nehami, eine junge Frau, die aufgrund ihrer Herkunft nicht ideal zu ihm passen soll – doch mit viel Mut und Ehrlichkeit entwickelt sich zwischen den beiden eine Liebesbeziehung, die traditionelle Muster hinterfragt.

Der Film zeigt eindrucksvoll die Spannungen zwischen Tradition und Moderne, individuellen Wünschen und gesellschaftlichen Erwartungen in einer jüdischen Lebenswelt, die selten so offen und mit Leichtigkeit im Film dargestellt wird. „Matchmaking“ rückt die lebendige Vielfalt innerhalb der orthodoxen jüdischen Gemeinschaft in den Fokus und vermittelt einen differenzierten Blick auf deren Kultur, Herausforderungen und Hoffnungen. Mit seiner warmherzigen Erzählweise und humorvollen Inszenierung erreicht der Film ein breiteres Publikum und öffnet gleichzeitig Räume für eine authentische Auseinandersetzung mit jüdischen Identitäten.

Bereits am 26. Februar 2026 folgt der nächste Film: Zu „The Man in the Basement / L'Homme de la cave“ wird Prof. Dr. Kai Klaus Davidowicz eingeladen, österreichischer Professor für Judaistik an der Universität Wien. *Dorothe Sommer*



Foto: Comeback films, IsraeliFilms



## Josef Schuster in Augsburg geehrt

Von Benno Reicher

AUGSBURG. Der unvergessene Landesrabbiner Nathan Peter Levinson hat ihn bereits 1991 erhalten. Später wurden u.a. auch Michail Gorbatschow, der Altbundespräsident Richard von Weizsäcker und vor zwei Jahren die ZDF-Journalistin Katrin Eigendorf mit dem Augsburger Friedenspreis geehrt. Am 17. November übergab Augsburgs Oberbürgermeisterin Eva Weber den „Preis Augsburger Friedensfest“, wie der Augsburger Friedenspreis offiziell heißt, vor rund 300 geladenen Gästen im Parktheater des historischen Kurhauses Göggingen an den Zentralratspräsidenten Dr. Josef Schuster.

Er ist die 15. Person, die mit der Auszeichnung geehrt wurde, seit die Stadt gemeinsam mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern 1985 den Augsburger Friedenspreis erstmals verliehen hat. Alle drei Jahre wird er an Persönlichkeiten vergeben, die sich in herausragender Weise für ein gleichberechtigtes und friedliches Miteinander der Kulturen und Religionen einsetzen. In ihrer Begrüßung betonte die Oberbürgermeisterin die historischen Wurzeln des Friedensfestes und die heutige Verpflichtung der Friedensstadt Augsburg zu Vielfalt, Dialog und friedlichem Zusammenleben. „Frieden entsteht nicht durch Einzelne, sondern bleibt eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe“, so Weber.

Sie verwies auf den im April beschlossenen Aktionsplan gegen Antisemitismus, der jüdisches Leben in Augsburg sichtbar machen und schützen soll. „Schweigen darf nicht zur Kulisse für Intoleranz werden. Damit unsere Haltung sichtbar wird, müssen wir der Mitte mehr zutrauen und sie gleichzeitig stärker fordern“, sagte Weber.

### Laudator Prof. Dr. Norbert Lammert

In seiner Laudatio würdigte Prof. Dr. Norbert Lammert, Bundestagspräsident a.D. und Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung, den Preisträger als „eine unerlässliche Stimme für den interreligiösen Dialog und das gesellschaftliche Zusammenleben.“ Er hob hervor, dass Josef Schuster seit vielen Jahren eine verlässliche Stimme der Juden in Deutschland sei und sich dafür einsetze, jüdisches Leben selbstbewusst und lebensfroh zu gestalten. Mit Projekten wie „Meet a Jew“ und „Jewrovision“ habe Schuster Wege geschaffen, Vorurteile abzubauen und Begnungen zu ermöglichen.

Mahnend ging Lammert auf die dramatische Zunahme antisemitischer Straftaten

seit dem Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023 ein. „Dass zu meinen Lebzeiten in Deutschland Wohnungen und Häuser jüdischer Bürger mit Davidsternen markiert und Brandsätze auf Synagogen geworfen werden, hätte ich mir bis vor Kurzem nicht vorstellen können. Das findet aber statt. Dass auf deutschen Straßen und Plätzen tödliche, bestialische Angriffe auf Juden bejubelt und gefeiert werden, ist abscheulich und durch nichts zu erklären. Dass antisemitische Klischees und Ressentiments als Kunstwerke getarnt und auf öffentlich finanzierten, weltweit wahrgenommenen Kunstmessen gezeigt werden – das hat nicht nur den Zentralratsvorsitzenden empört. Doch er hat unmissverständlicher als manche anderen darauf aufmerksam gemacht, dass Antisemitismus weder durch Meinungsfreiheit gedeckt noch durch Kunstfreiheit gerechtfertigt ist.“

### Auch positive Entwicklungen in Deutschland

Mit Blick auf die besondere Verantwortung Deutschlands sagte der Laudator: „Die Frage, wie ernst wir das ‚Nie wieder‘ meinen, muss die Gesellschaft beantworten. Und sie muss sie unmissverständlich beantworten. Der Test der Ernsthaftigkeit findet im Alltag statt.“ Er machte deutlich, dass die Sicherheit Israels und jüdischen Lebens Teil der deutschen Staatsräson sein müsse.

Trotz aller Herausforderungen verwies Lammert auf positive Entwicklungen wie die Jüdische Akademie in Frankfurt, die jüdische Militärseelsorge sowie neue Gemeindezentren und Synagogen, die in den letzten Jahren in Deutschland entstanden sind. „Nicht alles, was sich zuletzt in Deutschland verändert hat, ist ein Fortschritt. Aber manches eben doch. Und manche Fortschritte sind demonstrativ. Preisverleihungen gehören dazu. Sie machen deutlich, was eine Gesellschaft herausragend findet, vorbildlich im Wortsinn ausgezeichnet. Der renommierte Friedenspreis von Augsburg geht in diesem Jahr an Josef Schuster und ich möchte ihm dazu herzlich gratulieren.“

### Rabbiner Nathan Peter Levinson

In seiner Dankesrede zeigte sich Josef Schuster tief bewegt, in einer Reihe mit Persönlichkeiten wie Michail Gorbatschow und Richard von Weizsäcker zu stehen. Er erinnerte an Rabbiner Nathan Peter Levinson, Friedenspreisträger von 1991, als Vorbild für Brückenbau und Dialog: „Er hat mir vor Augen geführt, dass Dialog etwas bewirken kann – wenn er ehrlich und lösungsorientiert ist.“

Wir dokumentieren nachfolgend die Reden der Oberbürgermeisterin und des Preisträgers.



Aus der Hand von Oberbürgermeisterin Eva Weber empfing Dr. Josef Schuster (2. v. links) im Parktheater des Kurhauses Göggingen den Preis Augsburger Friedensfest. Die Laudatio auf den 15. Preisträger hielt Prof. Dr. Norbert Lammert, Bundestagspräsident a.D. (Mitte). Landesbischof Christian Kopp und Dekan Frank Kreiselmeier (rechts) nahmen ebenfalls am Festakt der Preisverleihung teil.

Fotos (7): Ruth Plössel, Stadt Augsburg

## Grußwort Oberbürgermeisterin Eva Weber

Seit 1985 verleiht die Stadt Augsburg gemeinsam mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern alle drei Jahre den Augsburger Friedenspreis. Regulär würden wir diese Auszeichnung erst im nächsten Jahr vergeben. Doch unser Jubiläum „375 Jahre Augsburger Hohes Friedensfest“ ist ein würdiger Anlass, die Preisvergabe vorzuziehen.

Der Friedenspreis ist Persönlichkeiten vorbehalten, die sich in herausragender Weise für ein gleichberechtigtes und friedliches Miteinander der Kulturen und Religionen stark machen. Zu diesen Menschen gehört auch unser diesjähriger Friedenspreisträger: Dr. Josef Schuster als Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Es ist uns eine große Ehre, ihm diesen Preis heute verleihen zu dürfen. Die ausführliche Würdigung seiner Person und seines Wirkens folgt gleich in der Laudatio, die Professor Lammert für uns halten wird. Ich möchte an dieser Stelle nicht vorgreifen – deshalb nur so viel: Ich freue mich sehr, Sie, Herr Dr. Josef Schuster heute hier in Augsburg willkommen zu heißen und Ihr Wirken zu ehren.

Herr Dr. Josef Schuster reiht sich in den Kreis der Friedenspreisträgerinnen und Friedenspreisträger ein, die zeigen, wie viel Kraft in persönlicher Haltung und Engagement steckt. Zugleich wissen wir: Frieden entsteht nicht allein durch Einzelne, sondern bleibt eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Diese Überzeugung prägt unser Selbstverständnis als Friedensstadt und führt zu einer zentralen Frage: Was bedeutet es heute, Friedensstadt zu sein?

Als das Augsburger Hohe Friedensfest 1650 erstmals begangen wurde, erinnern die evangelischen Christen in Augs-

burg auf Grundlage des westfälischen Friedens an ihre wiedererlangte Gleichstellung mit den Katholiken. Unser heutiges Bekenntnis zur „Friedensstadt Augsburg“ gründet auf diesem historischen Ereignis. Doch was damals als Gedenktag für die konfessionelle Parität zwischen Protestanten und Katholiken begann, ist heute so viel mehr.

Es ist ein Bekenntnis und eine Selbstverpflichtung zur Vielfalt, zum Dialog und zum friedlichen Miteinander in einer multireligiösen und vielkulturellen Stadtgesellschaft. Und es ist unser Auftrag, das friedliche Miteinander in unserer Stadt zu bewahren und zu fördern, auch und vor allem in einer Zeit, in der sich geopolitische Konflikte auch in unserem Alltag hier in Deutschland, hier in Augsburg, niederschlagen. In der wir nicht mehr nur abends in der Tagesschau von Kriegsgebieten hören, sondern durch Live-Aufnahmen von Zivilisten über Social Media das Geschehen quasi hautnah mitverfolgen. Und in der auch in unserem Land wieder verfassungsfeindliche und rechts-extreme Politik erstarkt.

Als Friedensstadt Augsburg setzen wir uns deshalb entschieden dafür ein, dass Rassismus, Diskriminierung und jede Form gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit keinen Platz in unserer Stadt haben. Gleichzeitig wissen wir: Globale Konflikte lassen sich nicht von Augsburg aus lösen. Unsere Verantwortung liegt hier vor Ort – in unserem konkreten Miteinander, in unserer Stadtfamilie.

Und Augsburg zeigt, dass das möglich ist. Menschen aus rund 170 Nationen leben hier friedlich zusammen. Dieses Zusammenleben ist kein Zufall, sondern das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit, des Dialogs und gemeinsamer Werte. Darauf



Augsburger OB Eva Weber.

können wir stolz sein, und dafür dürfen wir dankbar sein.

Beispielhaft für diese gemeinsame, institutionell getragene Arbeit ist der Aktionsplan gegen Antisemitismus, der im April dieses Jahres im Stadtrat einstimmig beschlossen wurde. Dieser passt in besonderem Maße zu unserem diesjährigen Preisträger. Denn die dort gebündelten Maßnahmen zielen darauf ab, jüdisches Leben in Augsburg sichtbar zu machen und zu stärken und Betroffene von Antisemitismus zu schützen und zu unterstützen. Zudem geht es darum, die Augsburgerinnen und Augsburger, die selbst nicht jüdischen Glaubens sind, zu sensibilisieren und über Antisemitismus aufzuklären.

Bei der Erarbeitung dieses Aktionsplans war es für uns elementar, vor allem auch Maßnahmen aufzuzeigen, die von der Mitte unserer Gesellschaft getragen werden. Denn Antisemitismus und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit geht nicht nur die direkt Betroffenen an. Wir alle sind verantwortlich.

Es geht nicht darum, Konflikte zu vermeiden, sondern darum, Räume zu schaffen, in denen unterschiedliche Perspektiven respektvoll aufeinandertreffen und konstruktiv ausgehandelt werden können. Frieden zeigt sich in gelebter Teilhabe, in Solidarität und in der Bereitschaft, Differenzen offen zu bearbeiten. Frieden ist nicht nur ein Wort – er muss sich im Alltag bewähren, in der Art, wie wir miteinander sprechen, wie wir auf Hass reagieren und wie wir Haltung zeigen.

Und genau hier liegt die Gefahr: Extreme sind oft laut – ihre Parolen, ihre Hetze, ihre Gewalt dringen unmittelbar in unsere Öffentlichkeit. Die Mitte der Gesellschaft bleibt dagegen häufig leise. Schwei-



Landesbischof Christian Kopp, Oberbürgermeisterin Eva Weber und Dr. Josef Schuster.



gen kann so zur Kulisse werden, in der Intoleranz wächst. Damit unsere Haltung sichtbar wird, müssen wir der Mitte mehr zutrauen und sie gleichzeitig stärker fordern. Es geht nicht nur darum, Extreme zu bekämpfen, sondern den Raum dazwischen zu stärken. Denn genau in diesem Raum wird unser Miteinander ausgehandelt. Hier wird entschieden, ob Solidarität zur Stimme wird oder ob wir unsere Deutungshoheit an die lauten Extreme abtreten.

Besonders in diesen Zeiten zeigt sich leider auf der ganzen Welt, dass Frieden eine dauerhafte Aufgabe ist und bleibt.

Die „Paxibile“, die wir heute verleihen, steht dabei symbolisch für unsere Wertschätzung gegenüber allen, die sich dafür einsetzen, dass Frieden und Zusammenhalt gestärkt werden – und in besonderer Weise für die Menschen, die dies mit herausragender Haltung tun, wie unser heutiger Preisträger.

Die Preisfigur „Paxibile“ wurde über lange Jahre von der traditionsreichen Augsburger Goldschmiedewerkstatt Fries-Arauner gefertigt. Ein besonderer Dank geht heute an Christoph Lachenmann-Fries, der im Laufe der Jahre die Figur nicht nur in meisterhafter Goldschmiedearbeit geschaf-

fen, sondern sie auch großzügig gestiftet hat. Die ehrenvolle Aufgabe der künftigen Gestaltung der Skulptur unseres Friedenspreises darf ich heute der Goldschmiedin Hereza Rosa Schmidtke übertragen. Sie wird diese Tradition fortführen.

Ein herzliches Dankeschön Ihnen, Herr Professor Lammert, dass Sie die Laudatio auf unseren diesjährigen Augsburger Friedenspreisträger, Herrn Dr. Josef Schuster, übernehmen. Ihre politische Erfahrung und Ihr Verständnis für Demokratie und den gesellschaftlichen Dialog machen Sie zu einem exzellenten Laudator.

## Dankesrede von Dr. Josef Schuster

Es ist mir eine große Ehre und Freude, heute Abend hier vor Ihnen stehen zu dürfen, um im 375. Jubiläumsjahr den Augsburger Friedenspreis entgegennehmen zu dürfen. Vielen Dank für Ihre Laudatio, lieber Herr Prof. Lammert. Es tut auch mir gut, wenn noch zu meinen Lebzeiten Positives über mich gesagt wird.

Etwas geschmeichelt fühle ich mich schon, dass ich nun in einer Reihe mit Namen wie Michail Gorbatschow, Richard von Weizsäcker und Erzbischof Alfons Nossol stehe. Deren Verdienste um den Frieden in der Welt sind in jedem Fall größer als meine. Dennoch danke ich Ihnen von Herzen, dass Sie mir diesen Preis heute verleihen. Ich freue mich wirklich sehr darüber.

Einen der Augsburger Friedenspreisträger, den des Jahres 1991, kannte ich sehr gut. Er war und ist mir ein großes Vorbild. Es handelt sich um Rabbiner Nathan Peter Levinson sel. A. Er war ein enger Freund meines Vaters David Schuster. In einer Zeit, als unsere Gemeinde in Würzburg noch keinen festangestellten Rabbiner hatte, besuchte er meine Familie und die Synagoge in meiner Heimatstadt Würzburg öfters.

Rabbiner Levinson war nicht nur ein Vordenker und Lehrer. Er war auch ein Macher. Er schob Dinge an. Ohne ihn gäbe es zum Beispiel die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg nicht. Nathan Peter Levinson war auch ein Mann des Friedens. Er wollte Gräben überbrücken. Auch Gräben innerhalb des Judentums. Er war liberaler Rabbiner, meine Familie war eher traditionell. Er machte Mut und spendete Hoffnung. Mir führte er vor Augen, dass Dialog tatsächlich etwas bewirken kann. Dann nämlich, wenn er sich nicht in wohlklingenden Parolen und höflichen Worten erschöpft, sondern pragmatisch ist und lösungsorientiert.

Gerade angesichts der Spaltungen und Spannungen, die wir heute wieder erleben, ich komme gleich noch darauf zu sprechen, ist es wichtig zu betonen, dass



Der Preisträger Dr. Schuster.

wir den Dialog pflegen müssen und ihn dort, wo er eingeschlafen ist und wo Gräben entstanden sind, erneuern.

Rabbiner Levinson entging nur knapp der Verfolgung durch die Nazis und konnte 1941 in die USA auswandern. In den 60er Jahren kehrte er als US-Militärrabbiner nach Deutschland zurück und war damit wohl der erste deutsche Militärrabbiner der Nachkriegszeit, obgleich nicht in Diensten der deutschen, sondern der amerikanischen Streitkräfte. Seit ein paar Jahren gibt es auch in der Bundeswehr Militärrabbiner. Der Zentralrat hat dafür mit dem Bund einen Staatsvertrag abgeschlossen. Das war ein Meilenstein, ein Zeichen des Vertrauens, das die jüdische Gemeinschaft in unsere Soldaten hat. Sie schützen alle, und damit auch uns, gegen die wachsenden Bedrohungen von außen.

Nathan Peter Levinson durfte diese Entwicklung leider nicht mehr erleben, er starb 2016. Aber ich bin mir sicher, er hätte sich gefreut. Unsere neue Stiftung zur Rabbinerausbildung ist nach ihm benannt. Sein Name lebt also weiter.

Gestatten Sie mir einen kurzen Schwenk in die Vergangenheit. 1555 wurde hier in

Augsburg der Reichs- und Religionsfrieden geschlossen. Vorangegangen waren Jahrzehnte der Gewalt zwischen Katholiken und Protestanten. Die Einigung war natürlich keine perfekte Lösung. Sie billigte den jeweiligen Landesherren das Recht zu festzulegen, welcher Konfession ihre Untertanen zu sein hatten. „Cuius regio, eius religio“ war das Motto. Von echter Religionsfreiheit war man weit entfernt. Wem die Entscheidung des Fürsten nicht passte, der wurde verfolgt oder wanderte freiwillig aus. Doch der Vertrag brachte das vorläufige Ende der Religionskriege. Die Protestanten wurden erstmals als Religionsgemeinschaft anerkannt.

Es gab im Heiligen Römischen Reich noch eine dritte Glaubensgemeinschaft, die Juden. Sie waren vom Augsburger Religionsfrieden nicht tangiert. Sie waren nirgends so recht willkommen. Denn Protestanten und Katholiken konnten sich, bei aller gegenseitigen Feindschaft, im Zweifel auf die Juden als gemeinsamen Feind einigen.

Christlichen Antisemitismus gab es schon lange vor der Reformation. Doch zur Wahrheit gehört, dass Martin Luther entscheidend zu seiner Verbreitung und Verstärkung beigetragen hat. Luther wollte die Juden im Heiligen Reich, es waren gerade einmal 30.000 bis 40.000, zwar gewaltfrei zum Christentum bekehren; eine damals eher unübliche Methode. Der Reformator konnte mit dem sehr kruden Antisemitismus der damaligen Zeit wenig anfangen. Er war ja ein äußerst gebildeter Mensch. Antisemit war er trotzdem. In seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ behauptete Luther, die Juden würden den Rest der Bevölkerung „im eigenen Land“ gefangen halten, seien „verfluchte Wucherer“ und spuckten den Christen ins Gesicht.

Für Luther waren die Juden die Herrenmenschen. Das ist natürlich blanker Unsinn. Aber viele nahmen es ihm ab. Die damals gängigen antisemitischen Vor-



urteile sind bis heute verbreitet, obwohl die Menschen doch viel klüger sein müssten. Erst spät, viel zu spät, hat die Evangelische Kirche in Deutschland sich mit dem Antisemitismus ihres Kirchengründers befasst. Umso wichtiger ist es, dass sie es getan hat. Ich bin ihr dankbar dafür. Nun komme ich zur Gegenwart. Ja, eine Mehrheit der Deutschen hat aus der Geschichte gelernt. Ja, Deutschland meint es ernst damit, die dunklen Momente seiner Vergangenheit aufzuarbeiten, auch und gerade, was den eliminatorischen Antisemitismus der Nazis und seine Wurzeln angeht. Die Kirchen haben ebenfalls gehandelt. Es ist Vertrauen gewachsen. Vertrauen darauf, dass die dunkle Vergangenheit uns nicht wieder einholt. Und doch: Der Dialog, den Menschen wie Rabbiner Levinson und Bischof Nossol initiiert haben, er ist seit dem 7. Oktober 2023 einer großen Belastung ausgesetzt. Das gilt vor allem für den Dialog zwischen Juden und Muslimen. Aber auch für den zwischen Juden und Christen. Noch nie seit 1945 wurden in Deutschland so viele judenfeindliche Vorfälle verzeichnet wie in den letzten zwei Jahren. Ich weiß, einige können das Thema nicht mehr hören. Liebend gerne würde ich über etwas anderes sprechen. Aber wir sind Zeugen einer Entwicklung, die der jüdischen Gemeinschaft große Sorgen macht und die man nicht einfach, um des lieben Friedens willen, unter den Teppich kehren darf. Sie sollte auch in der Breite der Gesellschaft für Unbehagen sorgen. Sicher, in Deutschland ist es nicht ganz so schlimm wie anderswo in Europa. Denn als Jude wird man hier vom Staat ja immer noch gut geschützt. Ich bin der Polizei dankbar, dass sie unsere Einrichtungen schützt. Anders wäre jüdisches

Leben in Deutschland nicht möglich. Doch normal ist es nicht, dass es so einen Sicherheitsapparat braucht. Stellen Sie sich mal vor, man müsste alle deutschen Kirchen rund um die Uhr bewachen und vor den Eingängen Betonpoller und Sicherheitsschleusen aufbauen: Ein Aufschrei der Empörung ginge durch das Land. Für uns Juden ist das normal. Wir müssen durch Metalldetektoren hindurch, wenn wir in den Gottesdienst oder ins Gemeindezentrum gehen. In Großstädten ist es zudem normal geworden, dass man religiöse Symbole verstecken muss. Dass Männer ihre Kippa mit einer Baseballmütze bedecken und Frauen die Halskette mit dem Davidstern zuhause lassen. All das gab es schon vor dem 7. Oktober 2023. Doch seither ist es viel schlimmer geworden. Unverhohlener, enthemmter Hass auf jüdische Menschen entlädt sich fast täglich auf deutschen Straßen, an unseren Universitäten, vor Synagogen. Am Abend des 7. Oktober 2023 wurde in Berlin der Massenmord an Juden bejubelt; es wurden Bonbons verteilt. Deutschland im Jahr 2025 hinterlässt zwiespältige Gefühle bei mir. Ich sehe einerseits, dass die Politik es ernst meint mit dem Versprechen, dass Antisemitismus hier keinen Platz haben sollte. Ich glaube den Menschen, die „Nie wieder ist jetzt“ rufen, dass sie das genauso meinen. Und doch: Der Antisemitismus hat nach wie vor einen Platz. Einen immer prominenteren. Warum wird ausgerechnet Deutschland, das weltweit für seine Erinnerungskultur gewürdigt wird, plötzlich zum Hotspot? Hinter vorgehaltener Hand hört man immer wieder die einst von Jürgen Möllemann vorgetragene These, die israelische Regierung sei selbst schuld am Antisemitismus.

Nun will ich nicht bestreiten, dass der Nahostkonflikt den Judenhass bei uns beeinflusst. Israels Verhalten dient aber in erster Linie als Entschuldigung, um etwas auszudrücken, was man schon immer sagen wollte, sich aber nicht getraut hat zu sagen.

Antisemiten waren schon immer kreativ, wenn es darum ging zu erklären, warum den Juden nicht zu trauen sei. Erst waren wir Christumörder, dann Brunnenvergifter und tranken Kinderblut. Später galten wir als rassistisch minderwertig. Und für viele sind wir Spekulanten oder Manipulatoren der öffentlichen Meinung. Es hat nichts mit unserem Handeln zu tun.

Und wenn man Juden weh tun will, greift man Israel an. „Israel ist der Jude unter den Nationen geworden“, hat der ehemalige kanadische Justizminister Irwin Cotler mal treffend gesagt. Die Vereinten Nationen verurteilen den jüdischen Staat öfter als alle anderen Staaten der Welt zusammen. Vor dem 7. Oktober und auch seither. Sicher, Kritik an Israel, am Handeln seiner Regierung, ist legitim. Auch harte Kritik. Es mangelt übrigens nicht daran, weder in Deutschland noch in Israel. Was aber auch Auswirkungen auf das jüdische Leben in Deutschland hat, ist die Selektivität der Empörung. Wir erleben sie in unseren Medien. Da gilt oft der Satz „No Jews, no news“. Wenn keine Juden/Israelis involviert sind, ist es keine Meldung wert.

Während sie das Vorgehen der Hamas als „bewaffneten Widerstand gegen die Besatzung“ verharmlosen, präsentieren viele Israel als kriegslüsterne Nation. Schnell schleichen sich antisemitische Stereotype in den Diskurs ein.

Ausgeblendet wird, dass Israel angegriffen wurde und sich zur Wehr setzt. Das passt nicht ins Narrativ vom Aggressor-



Festakt im Parktheater.

Staat Israel, welches sich in der westlichen Welt kontrafaktisch ausbreitet. Zuletzt wurde in der Stadt mit der größten jüdischen Gemeinde außerhalb Israels, in New York, ein Mann zum Bürgermeister gewählt, der mit solchen Ideen hausieren geht, der Israel die Legitimität und damit das Existenzrecht abspricht. Er und seine Gesinnungsgenossen verunglimpfen den Zionismus als „siedlerkolonialistisches Projekt“, und wer heute jemand beschimpfen will, ruft ihn einen „Zionisten“.

Waren zu Luthers Zeiten die 30.000 oder 40.000 Juden im Deutschen Reich der Sündenbock, ist es heute der Staat Israel. Schlimmer noch: Nicht wenige Intellektuelle bestreiten in Bausch und Bogen, dass es Israel-bezogenen Antisemitismus gibt. Sie reden stattdessen von einer „Antisemitismus-Keule“. Sie sollten es besser wissen. Doch bekanntlich wissen wir seit Luthers Zeiten: Klugheit schützt vor Antisemitismus nicht.

Antijüdische Ressentiments wachsen und gedeihen überall: an den Rändern des politischen Spektrums und auch in seiner Mitte. Während man politischen Extremismus mit rechtsstaatlichen Mitteln bekämpfen kann, ist das in der Breite der Gesellschaft schwieriger. Selbst die Kirchen sind nicht gänzlich immunisiert. Von einer evangelischen Gemeinde in Darmstadt wurde letztes Jahr ein „antikolonialer Weihnachtsmarkt“ veranstaltet, auf dem Buttons mit Hamas-Symbolen verkauft wurden. Und in Hamburg unterstellte ein Pfarrer Israel neulich einen „grenzenlos erscheinenden Hass“ und „Vernichtungswillen“.

Damit ich nicht missverstanden werde: Antisemitismus existiert in vielen Kirchen und Religionsgemeinschaften. Er ist auch in der katholischen Kirche präsent. Ich bin deshalb Papst Leo XIV. dankbar, dass er die Haltung des Vatikans nochmals klargestellt hat. Und Antisemitismus gibt es nicht nur bei religiösen, sondern auch bei säkularen Menschen. Es gibt ihn selbst unter Juden. Aber diese Erkenntnis macht es nicht besser.

Ich verstehe, dass der Gaza-Krieg die Menschen aufgewühlt hat. Die Bilder der Zerstörung sind schrecklich, das Leiden der palästinensischen Zivilbevölkerung auch. Und ja: Nicht jede Entscheidung der israelischen Regierung war leicht zu verstehen. Unschuldige Menschen sind ums Leben gekommen.

Was mir aber missfällt an der Debatte sind die einseitigen Schuldzuweisungen an Israels Adresse. Man tut so, als hätte es die 1.250 Toten und die 250 am 7. Oktober als Geiseln Genommenen nie gegeben. Seltsam auch: Bei Israel sind sich plötzlich alle einig: Linksextreme, Rechtsextreme, Islamisten und auch ganz normale Friedensbewegte aus der Mitte der

Gesellschaft. Jeder, der es wagt, dieser „Allianz der Antisemiten“ zu widersprechen, wird umgehend als „Genozid-Leugner“ beschimpft.

Neulich wurde der Genozid-Vorwurf in der lutherischen Erlöserkirche von Jerusalem erhoben. Mein Stellvertreter Abraham Lehrer aus Köln nahm an einem Gottesdienst der evangelischen Gemeinden teil. Er wollte damit ein Zeichen der Verbundenheit mit den Kirchen setzen. Doch der Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Heiligen Land sprach in seiner Predigt von einem „Genozid“ Israels.

Abraham Lehrer ist dann aufgestanden und hat aus Protest die Kirche verlassen. Zu Recht, finde ich, denn der Vorwurf des Bischofs war schlicht falsch und stellte eine Täter-Opfer-Umkehr dar. Ich bin der EKD-Ratsvorsitzenden, Bischöfin Kirsten Fehrs, auch sehr dankbar, dass sie dazu eindeutig Stellung bezogen hat.

Aber ich will auf etwas anderes hinaus. Mitten in Jerusalem, mitten in Israels Hauptstadt, hielt ein Bischof eine Rede, in der er Israel des Genozids beschuldigte. Er konnte das frei sagen. Es kam keine Polizei. Es gab keine Zensur. Ich glaube nicht, dass ein Imam in einer Moschee in Ankara den türkischen Staatspräsidenten derart hätte kritisieren können, ohne mit ersten Konsequenzen rechnen zu müssen.

Doch in Israel herrscht Meinungsfreiheit. Dort können alle ihren Glauben praktizieren. Das war nicht immer so. Von 1948 bis 1967, als Jordanien für die Altstadt Jerusalems zuständig war, konnten Juden nicht zur Klagemauer. In vielen Ländern des Nahen und Mittleren Ostens gilt bis heute das Prinzip „Cuius regio, eius religio“. Israel ist eines der wenigen Länder, in dem die Religionsfreiheit garantiert wird – vom Staat. Dass es mitunter auch Probleme gibt, will ich nicht leugnen. An-

griffe und Spuckattacken gegen christliche Geistliche durch junge Juden oder Übergriffe von Siedlern auf friedliche Palästinenser sind inakzeptabel!

Aber Fakt ist auch: In Israel sind 20 Prozent der Bevölkerung nicht-jüdisch. Kennen Sie ein anderes Land in der Region, in dem auch nur 5 Prozent der Bevölkerung Juden wären? Dabei gab es einmal große jüdische Gemeinden, in Ägypten, in Syrien, in Libyen. Das ist noch gar nicht so lange her. Heute wird dennoch einzig und allein der Staat der Juden angefeindet, weil er angeblich Muslime und Christen unterdrückt.

Ich würde mir wünschen, dass wir fair auf Israel blicken, ohne Schaum vor dem Mund. Bei jenen, die auf Straßen und Plätzen seit zwei Jahren täglich „From the River to the Sea“ brüllen und ein judenreines Palästina propagieren, habe ich die Hoffnung auf Fairness aufgegeben. Bei Leuten, die wie der künftige New Yorker Bürgermeister zu einer „globalen Intifada“ aufrufen, ist auch Hopfen und Malz verloren. Aber bei der Mitte unserer Gesellschaft, bei den Kirchen und den demokratischen Parteien, da bin ich zuversichtlich, dass wir den Trend umkehren können.

Wir haben viel erreicht im interreligiösen Dialog. Wir Juden haben Freunde und Verbündete, auch und gerade in den Kirchen. Sie stehen seit Jahrzehnten an unserer Seite, wenn Juden in Deutschland angegriffen und Antisemitismus verbreitet wird. Wir dürfen ruhig auch mal stolz auf das Erreichte zurückblicken!

Manchmal, wie 60 Kilometer entfernt von hier in Langenau der Fall, sind selbst evangelische Kirchengemeinden vom Judenhass betroffen, und ich bin der Kirchenleitung in Württemberg sehr dankbar, dass sie sich angesichts der Anfeindungen



Der Preisträger trägt sich in das Goldene Buch der Stadt Augsburg ein.



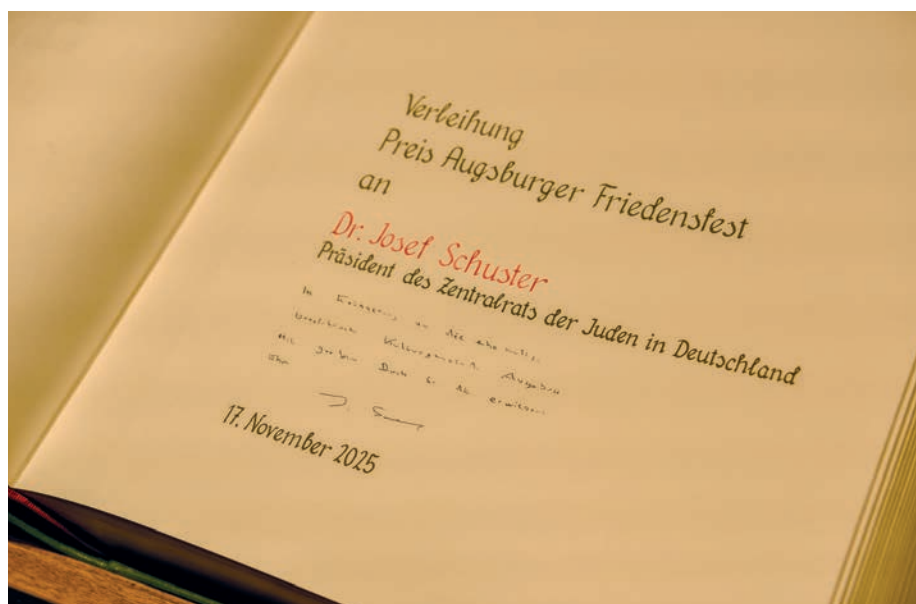
sogenannter pro-palästinensischer Demonstranten vor Pfarrer Ralf Sedlak und seine Gemeinde gestellt hat.

Aber der Nahostkonflikt hat auch manchen Graben aufgerissen. Und ich muss es so deutlich sagen: Wenn unsere Dialogpartner die Grundlagen jüdischer Sicherheit und Existenz in Frage stellen – und dazu gehört nun mal der Staat Israel – dann ist der Dialog schwierig, wenn nicht unmöglich.

Wir erwarten nicht, dass uns jeder in allem zustimmt. Aber eine klare und unmissverständliche Haltung gegen Antisemitismus in jedweder Ausprägung, das erwarten wir schon.

Der Schutz Israels und der Schutz jüdischen Lebens in Deutschland: Das gehört für mich zusammen. Wer Israel dämonisiert, kann nicht glaubwürdig gegen Antisemitismus eintreten. Sicher, es gibt auch jüdische Israel-Hasser. Aber allen sei gesagt: Die Frage, ob es einen jüdischen Staat geben soll oder nicht, ist seit 1947 abschließend geklärt! Wer heute zum Boykott aufruft, greift nicht nur Israel an. Er vergeht sich auch an den Grundfesten unserer Ordnung. Eines will er ganz sicher nicht: Frieden.

Der Preis, den ich heute entgegennehmen darf, ist für mich ein Aufruf zum Handeln. Denn Frieden entsteht nicht durch nette Worte und schon gar nicht durch betretenes Schweigen. Frieden kann nur entstehen, wenn wir ehrlich miteinander sind. Wir alle wollen Frieden. Frieden kann aber nur entstehen, wenn nicht mehr die



Aggressoren mit den Angegriffenen verwechselt werden. Frieden ist nicht allein die Abwesenheit von Krieg. Frieden ist die Präsenz von Gerechtigkeit, Rechtsstaatlichkeit und gegenseitigem Respekt. Gerade im interreligiösen Dialog müssen die Beteiligten sich deswegen klar von jenen distanzieren, die den Frieden untergraben. Das geschieht auch. Aber es muss noch mehr ins Bewusstsein aller dringen. Der Augsburger Friedenspreis erinnert an das Friedensfest von 1650. Heute, 375 Jahre später, haben Sie entschieden, eine jüdische Stimme auszuzeichnen. Wir Juden waren damals nicht dabei. Heute sind wir Partner der Kirchen. Dafür danke

ich allen Verantwortlichen, und natürlich ganz besonders der Jury des Friedenspreises.

Ich danke auch meiner Frau Jutta und meinen beiden Kindern Aron und Ruth. Ohne ihre Unterstützung und Liebe wäre meine Arbeit in den letzten Jahrzehnten schlicht nicht möglich gewesen. Auch ihnen gehört deshalb dieser Preis. Die Auszeichnung nehme ich auch stellvertretend für die jüdischen Gemeinden in Deutschland entgegen, die ich seit 2014 repräsentieren darf.

Möge uns allen die Weisheit und der Mut gegeben sein, für den Frieden in Gerechtigkeit und Wahrheit einzutreten.

## Es ist etwas aus den Fugen geraten

In seiner Laudatio würdigte der ehemalige Bundespräsident und Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung, Prof. Dr. Norbert Lammert, das Engagement des diesjährigen Augsburger Friedenspreisträgers, Dr. Josef Schuster. Zu den öffentlichen Aufgaben des Zentralratspräsidenten gehören auch Vorträge, Textbeiträge in Publikationen und Interviews für die Medien. Der Herder-Verlag hat nun ausgewählte Beiträge vom 7. Oktober 2023 bis zum 27. Januar 2025 in dem Buch „Es ist etwas aus den Fugen geraten in diesem Land“ herausgegeben. „Die in diesem Buch von Josef Schuster gesammelten Rede- und Textbeiträge“, schreibt Lammert in seinem Vorwort, „die seit dem 7. Oktober entstanden sind, geben uns einen ernüchternden, schonungslosen, aber mitunter auch hoffnungsvollen jüdischen Blick darauf, inwiefern die deutsche Gesellschaft dem eigenen Anspruch des *Nie wieder!* gerecht wird.“

Schusters Blick auf das jüdische Leben auch bei uns ist mittlerweile stark geprägt durch den 7. Oktober 2023. In seiner



Ansprache auf der zentralen Gedenkveranstaltung am 9. November 2023 kommt

er folglich zu der Feststellung, es sei in diesem Land etwas aus den Fugen geraten. Auch diese komplette Rede in der Beth-Zion-Synagoge in Berlin findet sich in dem Herder-Buch.

Es zeigt aber auch den Josef Schuster, der nicht immer als Zentralratspräsident unterwegs ist. So erzählt er am 6. Dezember 2023 im Interview mit der Wochenzeitung *Die Zeit*: „Ich bin gerne Arzt. Und es ging auch darum, für meinen Lebensunterhalt zu sorgen. Auf den Empfängen in Berlin gibt es Brötchen, aber ich musste auch die Brötchen für meine Frau und mich hier in Würzburg verdienen. Deshalb blieb die Praxis offen und zwei- bis dreimal im Monat bin ich im Notarzwagen unterwegs, erst vorgestern wieder: von 19 bis 7 Uhr. Dann bin ich einfach nur der Blaulichtdoktor.“

Benno Reicher

Josef Schuster: *Es ist etwas aus den Fugen geraten in diesem Land*. Ausgewählte Reden, Texte und Interviews, 192 S., Herder-Verlag, Freiburg 2025, [www.herder.de](http://www.herder.de).



## Jüdisches Erbe im Elsass

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Im Elsass, wo zwei Drittel von Frankreichs Synagogen stehen, haben die „Europäischen Tage der Jüdischen Kultur“, 1995 ins Leben gerufen, zum Ziel, das materielle und immaterielle Erbe der jüdischen Gemeinden bekannt zu machen sowie den interreligiösen Dialog zu fördern. Zwar sollen die Tage der jüdischen Kultur und des jüdischen Erbes künftig in ganz Frankreich und auch im Ausland organisiert werden, doch bleibt das Angebot im Elsass am reichhaltigsten und vielfältigsten. Im September und Oktober dieses Jahres haben in diesem Rahmen im Elsass etwa 60 Veranstaltungen an verschiedenen Orten stattgefunden, von denen hier stellvertretend drei herausgegriffen seien: Weiterswiller, Ingwiller und Westhoffen.

Im Laufe der Jahrhunderte wurden die Synagogen häufig vergrößert und in den vergangenen Jahrzehnten viele von ihnen entsakralisiert. Die Gründe hierfür: das allmähliche Verschwinden der jüdischen Dorfgemeinden durch Landflucht seit Ende des 19. Jahrhunderts und die Verfolgungen im Zweiten Weltkrieg.

Heutzutage sehen sich einige ehemalige Gotteshäuser in kommunale Räumlichkeiten für Sport oder Kultur umfunktionierte. Andere harren, ungenutzt, besserer Tage. Alle jedoch zeugen von sehr früher jüdischer Präsenz in der Region, auf dem Land oft bereits im 15. Jahrhundert, und von einer friedlichen und bereichernden Koexistenz mit den „Gojim“.

### Weiterswiller

Die Synagoge von Weiterswiller in der Gegend von Hanau (in den Vogesen nordwestlich von Straßburg), 1864 an der Stelle einer Ehemaligen errichtet, ist ein unscheinbares Gebäude im Herzen des Dorfes. 1872 zählte Weiterswiller noch 142 Juden, von denen 30 Kinder die Schule besuchten, erzählt André Dorscher, der sich für Lokalgeschichte begeistert, im Regionalsender FRANCE 3. Nach dem Krieg ist lediglich eine einzige Familie übriggeblieben, und die Synagoge wurde an Privatpersonen veräußert. Später hat die Kommune sie übernommen und daraus ein Kulturzentrum für Konzerte, Weihnachtsmärkte und Ausstellungen gemacht.

Die Innenausstattung ist nüchtern gehalten. Die Stühle auf gefliestem Boden, die Fenster aus durchsichtigem Glas. Einzige Holzgalerien und die bunten Rosetten an der Decke erinnern an die kultische Vergangenheit der Stätte. Im Rahmen der Kulturtage führt die Erzählerin Béatrice

Sommer, auf der Geige von Sandrine Weidmann begleitet, durch eine der Klezmermusik und überlieferten Geschichten gewidmeten Abendveranstaltung. Sommers Ziel ist klar: „Die jüdische Kultur vermitteln, von der viele Leute noch eine negative Vorstellung haben.“ Dabei erfreuten sich diese kleinen Dorfgemeinden eines reichen kulturellen Lebens mit viel Humor. Ein Humor mit zahlreichen Facetten, Selbstironie inbegriffen. „Manche Juden mögen es nicht, wenn Gojim solche Witze erzählen, denn sie könnten als eine Form von Antisemitismus interpretiert werden. Aber ich bin in dem Milieu bekannt genug, um mir das erlauben zu können“, gesteht Béatrice Sommer augenzwinkernd während der Sendung.

Die Besichtigung der historischen Kirche von Weiterswiller ist zwar naturgemäß nicht direkt mit den jüdischen Kulturerbetagen verbunden, indes wurde den Besuchern ein Umweg dorthin nahegelegt. Die Innenwände dieses Bauwerks aus dem 14. Jahrhundert sind vollständig mit Fresken des frühen 15. Jahrhunderts bedeckt, welche biblische Geschichten darstellen. Und was überrascht, ist die Tatsache, dass im ausgehenden Mittelalter, während die Kirche häufig ihre Feindseligkeit gegenüber den Juden zeigte, die sie für den Tod Christi verantwortlich machte, der Künstler, welcher hier die Fresken schuf, sich an mehreren Stellen bemühte, Juden positiv darzustellen.

„Hier transportiert Christus das Kreuz“, beschreibt André Dorscher, der auch Führungen durch die Kirche auf Französisch und Deutsch organisiert, „und Simon von Kyrene hilft ihm, seine Last zu tragen. Ein Bild des guten Juden.“

### Ingwiller

Im Herzen Ingwillers im Département Bas-Rhin ragt aus einem ruhigen Winkel eine prachtvolle Synagoge auf, deren Turmuhr hebräische Ziffern zeigt. Erbaut wurde sie 1822, dort wo zuvor ein Schloss stand, die Residenz des Grafen von Hanau-Lichtenberg. „Im 19. Jahrhundert war die jüdische Gemeinde hier sehr bedeutend“, erklärt Michel Lévy, der Verantwortliche der Örtlichkeiten. „1843 zählte man 598 Juden von insgesamt 1200 Einwohnern, also beinahe die Hälfte. Ich erinnere mich an meine Bar Mizwa, an der die Synagoge voll besetzt war. Heute habe ich sie für mich allein.“ Dabei wurde dem Gebäude der sakrale Charakter nicht genommen. Die Torarollen stehen noch im Schrein, so dass gelegent-

lich Feierlichkeiten stattfinden können, wie ein Bar Mizwa vor fünf Jahren und vor sieben Jahren eine Hochzeit. In den Sommermonaten veranstaltet Lévy auf Anfrage Führungen in seiner Synagoge. Besucher kämen von überall her, selbst aus Australien, Indonesien und den USA, wovon Einträge in sechs Gästebüchern zeugen. Aus einem Einliegerhäuschen, wo man früher, um Heizkosten zu sparen, Gottesdienste abhielt, wurde jetzt ein kleines Museum, wo Kult- und Kulturgegenstände, zumeist Spenden, ausgestellt sind.

### Westhoffen

Die Westhoffener Synagoge im Bas-Rhin beherrscht den kleinen Platz des alten jüdischen Viertels. Im Dornröschenschlaf versunken, scheint sie auf eine bessere Zukunft zu warten. Erst 1867 errichtet, wurde sie entsakralisiert und blieb nach dem Zweiten Weltkrieg lange ungenutzt. „Zu Beginn der 2000er Jahre hat die Stadt die Synagoge erworben. Man hat das Dach und die Fensterscheiben erneuert, damit kein Wasser einsickern kann und das Gebäude erhalten bleibt, bis eine andere Bestimmung gefunden wird“, erzählt der Vorsitzende des Vereins „Geschichte von Westhoffen und Umgebung“, Olivier Sibaud.

Obgleich keine Bänke mehr vorhanden sind und der Toraschrein leer steht, erinnert das Gotteshaus dank der verblichenen Wandfresken und der glücklichen Tatsache, dass es keinerlei Zerstörung zum Opfer fiel, noch an frühere Feiern. Vor der Coronakrise 2020 fanden sogar mehrere Jahre hintereinander Chanukkafeiern statt, mit einem Chor und in Anwesenheit eines Rabbiners. Seither jedoch ist es wieder einsam um sie geworden, zumal der letzte verbliebene Jude, Roger Cahn, inzwischen verstorben ist und die Stadt hohe Renovierungskosten und Sicherheitsvorrichtungen in Kauf nehmen müsste, um die Räumlichkeiten als Konzertsaal oder für sonstige kulturelle Veranstaltungen nutzen zu können.

Während der jüdischen Kulturerbetage wurde, um das Spektrum und das Erlebnis für die Besucher zu erweitern, zusätzlich zur Entdeckung der Westhoffener Synagoge die Besichtigung einer weiteren, privaten Synagoge sowie der ehemaligen im nahegelegenen Romansviller angeboten. Heute hat sie ihre Bestimmung als Probensaal des kommunalen Musikvereins gefunden. Zweckentfremdung, wenn auch zu einem edlen Zweck, scheint das Schicksal der meisten Elsässer Synagogen zu besiegeln.

## Anerkennung Palästinas

Nachdem es mit den Beziehungen zwischen den beiden Männern bereits seit Monaten nicht eben zum Besten gestanden hatte, beschuldigte Benjamin Netanyahu den französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron in einer Art Wutschreiben, durch die Anerkennung eines palästinensischen Staates vor der UNO „Öl in das antisemitische Feuer zu gießen und Judentum zu fördern“. Die Antwort des Gescholtenen auf den schwerwiegenden Vorwurf ließ nicht lange auf sich warten. „Der Kampf gegen Antisemitismus darf kein Thema der Instrumentalisierung sein und kann keine Uneinigkeit zwischen Israel und Frankreich nähren.“ Ferner sei „der Schutz seiner jüdischen Mitbürger gegen den zunehmenden Antisemitismus vom ersten Tag an eine absolute Priorität seines Handelns“, versicherte er.

Wie gespalten die französische jüdische Gemeinschaft und ihre offiziellen Repräsentanten sind, zeigt sich nicht allein, jedoch auch in der Frage der Zweistaatenlösung und im Besonderen in der Politik Netanyahus. Während der bekanntermaßen Macron-affine Oberrabbiner des Landes, Haïm Korsia, Ersterem die Stange hält, vertritt Yonathan Arfi, Vorsitzender des Jüdischen Dachverbandes CRIF, offen eine andere Auffassung. Korsia bekennt in einem Interview mit dem Fernsehsender BFMTV, auf die Anschuldigung Netanyahus angesprochen: „Niemand kann mit einer solchen Behauptung einverstanden sein.“ Arfi hingegen, obgleich er erklärt, die Zweistaatenlösung zu befürworten, bedauert im Sender RTL, von Macron enttäuscht zu sein, dem er einen „moralischen Fehler“ vorhält, enttäuscht darüber, dass die Anerkennung vor der Befreiung der Geiseln und der Auflösung der Hamas erfolgt sei.

„Es ist symbolisch für die Hamas, diese Vorgehensweise für einen Sieg zu instru-



Der CRIF-Präsident Yonathan Arfi.

Foto: Clémence Demesme

mentalisieren. Der heutige Antisemitismus sucht sich einen Vorwand: Die Gaza-Frage. Meine Befürchtung geht dahin, dass demnächst linksextreme Agitatoren und propalästinensische Radikale die französische Entscheidung nutzen, um die öffentliche Debatte noch stärker zu hysterisieren, und das wird leider auf dem Rücken der Juden ausgetragen werden.“ Der CRIF-Präsident beruft sich bei seiner Argumentation auch auf eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts IFOP, welche er selbst in Auftrag gegeben hat. Die Studie ergibt nämlich, dass 71 Prozent der Franzosen eine Anerkennung vor der Geiselnbefreiung ablehnten. Im Vorfeld seiner UNO-Reise, welche in die Rosch-Haschana-Tage fiel, hatte Emmanuel Ma-

cron sich indes redlich bemüht, seine Entscheidung zu vermitteln sowie sein Engagement im Kampf gegen Antisemitismus zu bekräftigen. Die Tageszeitung LE FIGARO titelte: „Er steckt in der Klemme. Wie Macron versucht, die jüdischen Franzosen vor seiner Anerkennung Palästinas zu beruhigen.“

Auf dem Social-Media-Kanal X schreibt er: „Ich weiß um die Sorge und Verunsicherung der jüdischen Franzosen. Noch diese Woche haben sie mir gesagt, wie sehr sich ihr Leben seit dem 7. Oktober 2023 verändert hat. Gegenüber dem Hass wird die Republik stets das letzte Wort haben.“ Er habe seinen Justizminister angewiesen, die Staatsanwälte dazu anzuhalten, die Antwort der Justiz auf die neuen Formen des Antisemitismus noch zu verbessern.

In erster Linie jedoch suchte das Staatsoberhaupt das persönliche Gespräch.

So lud er 14 Persönlichkeiten in den Elysée-Palast ein: Vertreter der jüdischen Institutionen, Intellektuelle, Unternehmensleiter und Verbände. Alle haben einen starken Bezug zum Judentum und sich mit dem Problem des Antisemitismus auseinandergesetzt. Das Abendessen soll sich etliche Stunden hingezogen und von heftigen Debatten begleitet worden sein. Auch fünf Angehörige von Geiseln empfing der Präsident und versicherte ihnen seine bedingungslose Unterstützung. „Frankreich setzt alles daran, die Befreiung aller Geiseln zu erreichen.“

Im Übrigen hat in der Folge Frankreichs auch der Kleinstaat Monaco Palästina anerkannt. Hinter vorgehaltener Hand existieren jedoch Gerüchte, Fürst Albert sei kein überzeugter Verfechter der Anerkennung, habe sich aber auf Druck des großen Nachbarn, an dessen Außenpolitik der Stadtstaat aufgrund historischer Abkommen in weiten Teilen gebunden ist, angeschlossen. GPN

## Metzer Synagoge

Es handle sich um die größte aktuelle Baustelle des Judentums in Frankreich, erklärte die Stiftung Kulturerbe des Landes. Sie hatte in Zusammenarbeit mit der von dem libanesischen, 1999 in Monaco ermordeten Banker und Philanthropen, Edmond J. Safra, gegründeten gleichnamigen Stiftung eine Kampagne zum Erhalt jüdischen Erbes in Frankreich lanciert: Den Aufruf zu einer Online-Spendenaktion für die Restaurierung der Synagoge von Metz.

Zugleich ist die zum Konsistorium gehörende Synagoge von Metz das erste Gebäude, das mit seiner Restaurierung

von der Partnerschaft zwischen der staatlichen Stiftung zum Erhalt jüdischen Kulturerbes und der Safra-Stiftung profitiert. Insgesamt sind für die Restaurierung, deren erster Abschnitt bereits 2023 begonnen hatte, durch die Spendenaktion 150.000 Euro zusammengekommen. „Es ist nicht einfach, bei einer 1.500 Mitglieder zählenden Gemeinde eine Finanzierung zu finden, auch wenn der Staat sowie die Gemeinde uns unterstützen“, erklärt Alain Aisene, Vizepräsident des israelitischen Konsistoriums des Département Moselle. Und weiter: „Nachdem wir bereits 2,3 Millionen Euro mobilisieren

mussten, stellt ein solches Mäzenatentum eine Wende dar.“

Der zweite Abschnitt, im Herbst 2024 in Angriff genommen, wurde in diesem Sommer abgeschlossen. Dieser zweite Arbeitsschritt betraf das Äußere wie auch das Innere des Bauwerks. „Die Fassade wurde restauriert wegen der fortgeschrittenen Verwitterung des in der Region abgebauten und dort oft verwendeten Jaumont-Gesteins, von dem sich, auch auf den Treppenstufen, schon einige Brocken gelöst hatten. Drinnen hat man den Stein an den Säulen durch Abtragen der Farbschichten wieder sichtbar ge-



macht, die Risse aufgefüllt, das Parkett, die Decke und die Glasfenster repariert, so dass die Originalfarben erneut zum Vorschein kommen“, schildert die Stiftung die vorgenommenen Renovierungsarbeiten.

1848 inmitten der Stadt erbaut, zeugt das imposante Gebäude im neoromanischen Stil von jüdischer Präsenz in Metz seit dem 10. Jahrhundert. Anders als die Straßburger Synagoge wurde sie während des 2. Weltkriegs zwar geschändet und beschädigt, jedoch nicht zerstört. 1944 wiedereröffnet, zählt das Gotteshaus seit 1984 zu den historischen Monumenten. In Zusammenarbeit mit dem Museum für Kunst und Geschichte, dem Musée de la Cour d'Or, konzipiert, ist die Synagoge für Besichtigungen geöffnet und besitzt

Räume, welche der Geschichte des Judentums von Metz gewidmet sind.

„Dass eine Synagoge ihre Türen für Besucher öffnet, ist allgemein nicht üblich“, erklärt Aisene, „und sei es nur aus Sicherheitsgründen. Dennoch nutzen wir die diesjährige Wiedereröffnung, um als Sehenswürdigkeit zum Touristen-Stadtrundgang zu gehören und unserer Gemeinde frischen Wind einzuhauchen.“

Während es in Frankreich etwa 42.000 Kirchen gibt, sind es nur einige hundert Synagogen. Zumeist im Vereinsstatus, können Letztere bei Restaurierungen einzig auf ihre Mitglieder zählen. Deshalb will die Edmond-Safra-Stiftung laut ihren Statuten „die jüdische Religion unterstützen, jedoch zugleich die Resilienz der jüdischen Gemeinden in Frankreich ho-

norieren“. So hilft sie seit Jahren finanziell Synagogen, jüdischen Schulen und jüdischem Kulturerbe. Ihr verdankt man u.a. die Restaurierung des Maison Sublime in Rouen, dem ältesten jüdischen Monument des Landes aus dem Jahre 1100, des Raschi-Hauses in Troyes aus dem 12. Jahrhundert, ferner der Synagogen von Clermont-Ferrand und Lyon.

Demnächst könnten sich die Synagogen von Elbeuf (Seine-Maritime), Fosse-magne (Burgund) oder Benfeld (Bas-Rhin) um einen Zuschuss der Stiftungen bewerben. Kürzlich wurde die Synagoge von Thann (Departement Haut-Rhin) aus dem 19. Jahrhundert, die am Projekt einer jiddischen Bibliothek arbeitet, von der Stiftung Kulturerbe ausgezeichnet.

GPN

## Sommeruniversität

Über die Besorgnis den Antisemitismus betreffend hinaus, welche einen Großteil der Debatten beherrschte, hat die in Nizza veranstaltete „Sommeruniversität des Judentums“ daran erinnert, dass Kultur Identität stiftet, jedoch auch eine Öffnung hin zur übrigen Gesellschaft bewirken kann. „Es wäre fantastisch, wenn Leute in eine Synagoge gingen, um Vorstellungen zu besuchen, an Workshops oder Lesungen teilzunehmen“, begeistert sich der Regisseur Steve Suissa vor mehr als 150 Vertretern aller Konsistorien Frankreichs. So berichtet auch die französische Presseagentur AFP. Und Suissa setzt nach: „Es gibt Konzerte in allen Kirchen in Frankreich. Wenn es gelingt, Kultus und Kultur zu vermischen, wird man überrascht sein und zwangsläufig die anderen überraschen. Es existiert ein wunderbares jüdisches Kulturerbe.“

Für die Autorin und Schauspielerin Rachel Khan „besitzt man noch die Kraft, auf das Publikum zuzugehen, obwohl man instinktiv dazu neigt, sich im Bett zu verkriechen und sich, wie unsere Großeltern, im Keller zu verstecken“. Auch der Präsident des Zentralkonsistoriums, Elie Korchia, pflichtet ihr bei. „Es ist in der Tat wichtig, dass die jüdische Gemeinschaft manchmal anders spricht und von sich reden macht als unter dem Prisma der antisemitischen Aktionen, des Krieges in Israel, des Angstklimas und der Shoa-Gedenkveranstaltungen.“

Suissa, der ein alljährliches Festival des französischen Theaters in Tel Aviv sowie Ateliers für Kinder in Sderot nahe der Grenze zu Gaza organisiert, gibt zu, dass es seit dem 7. Oktober 2023 äußerst schwierig geworden ist. Sein Agent hat ihn fallengelassen, er findet keine Räum-

lichkeiten für seine Veranstaltungen und er erhält jede Woche Morddrohungen. Dennoch sucht er, auch, jedoch nicht allein, im Rahmen der Sommeruniversität eine Botschaft der Hoffnung zu verbreiten. In diese Richtung weist auch eine von ihm produzierte und gemeinsam mit dem Konsistorium angebotene Fernsehsendung sonntags morgens auf dem öffentlichen Sender France 2.

Einem zu 90 Prozent nichtjüdischen Publikum zeigt sie eine Dokumentarreihe über das Judentum in den verschiedenen französischen Regionen. So wurde etwa den Ursprüngen des aschenasischen Judentums in Metz nachgegangen. Denn „warum“, so fragt Steve Suissa, „sollte man nicht über die Kultur den Leuten Lust machen, uns zu mögen?“

GPN

## Mappot zurückgegeben

Wie Frankreichs Kultusministerin, Rachida Dati, ankündigte, wurden Vertreter der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland vier von den Nazis geraubte Mappot (Torawimpel) zurückgegeben, welche bis dato in einem Pariser Museum aufbewahrt worden waren. Vermutlich wurden die Bänder bei Angriffen auf die Synagogen von Würzburg und Kitzingen während der Reichspogromnacht gestohlen. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Restitution Successor Organization die aus Beschneidungstüchern hergestellten Mappot wiedergefunden und sie 1951 mit weiteren Gegenständen einem Pariser Museum übergeben, welches später umzog und zum „Musée d'art et d'histoire du Judaïsme“ (MAHJ) wurde. „Auch wenn diese Mappot keinen Marktwert besitzen, so

sind sie Zeugen einer der wichtigsten Episoden der Geschichte des europäischen Judentums“, erklärt Dominique Schnapper, Präsidentin des MAHJ, gegenüber der katholischen Zeitung LA CROIX.

Dank intensiver Recherchen konnten die exakten Ursprungsorte der Mappot ermittelt und dem Würzburger Museum Shalom Europa zurückgegeben werden. Die Nachforschungen haben ferner erlaubt, die vier Kinder ausfindig zu machen, denen die Mappot gehört hatten. Laut der Ministerin hatten die Besitzer rechtzeitig in die USA emigrieren können. „Eine solche Provenienzforschung bleibt schwierig, besonders, wenn keine Rückgabe beantragt wurde“, so Dati. „Dennoch fahren wir mit dem Versuch fort, während der Nazizeit geraubte Werke und Vermögenswerte zu

identifizieren und zurückzugeben, auch 80 Jahre nach den Geschehnissen.

Rein juristisch betrachtet waren die vier Kultgegenstände im Pariser Museum lediglich deponiert. So war es nicht notwendig, für die Rückführung nach Deutschland eine Ausnahmegenehmigung zu beantragen, um das Prinzip der Unveräußerlichkeit von staatlichen Kunstsammlungen zu umgehen. Dieser Grundsatz kommt u.a. bei der Rückgabe von Kolonialgütern zur Anwendung.

Wie die Museumsleitung erklärt, hat Frankreich 2023 ein Rahmengesetz verabschiedet, welches Ausnahmen von diesem Grundprinzip zulässt, um die Rückgabe von Kulturgütern, die zwischen 1933 und 1945 von den Nationalsozialisten geraubt wurden, zu erleichtern.

GPN

## Gedenkbaum gefällt

Der Judenhass in Frankreich hat sich einer neuartigen Ausdrucksform bedient.

2006 war der 23-jährige Franzose Ilan Halimi in Bagneux, südlich von Paris, von einer Gruppe von ca. 20 Personen, welche der von Youssouf Fontana angeführten, sogenannten „Barbarengang“ angehören, gefangen gehalten und zu Tode gefoltert worden. Gefunden hatte man den jungen Mann in Sainte-Geneviève-des-Bois im Département L'Essone, unbekleidet, geknebelt und gefesselt, mit Spuren von Verbrennungen und Folter. Er starb während des Krankentransports. Sein Martyrium hatte das Land seinerzeit tief getroffen.

Zur Erinnerung an das Opfer wurde 2011 im nahegelegenen, ca. 50.000 Einwohner zählenden Städtchen Epinay-sur-Seine ein Olivenbaum gepflanzt.

Eines Nachts soll sich nun laut Videoaufnahmen ein Mann mit einem Rucksack auf dem Rücken in den geschlossenen

Garten im Stadtzentrum geschlichen haben, wo der Baum stand. Am nächsten Morgen fand man den gefälltten Olivenbaum. Der Stamm war genau oberhalb der Gedenktafel durchtrennt worden.

„Den Baum zu Ehren von Ilan Halimi zu fällen, bedeutet, zu versuchen, ihn ein zweites Mal zu töten“, schrieb Präsident Emmanuel Macron auf X, stellvertretend für die einhellige und parteiübergreifende Empörung der politischen Klasse. Und weiter: „Aber dem wird nicht so sein. Die Nation wird dieses Kind Frankreichs, gestorben, weil es jüdisch war, nicht vergessen. Sämtliche Mittel werden eingesetzt werden, um diesen Akt des Hasses zu ahnden.“ Und der damalige Premierminister François Bayrou bedauerte: „Der Baum für Ilan Halimi, lebendige Festung gegen das Vergessen, wurde vom Antisemitismus niedergemäht.“

Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia, der mit weiteren Gemeindegliedern vor

der Stele betete, zeigte sich „gerührt, dass der Staat, die Vertreter der Stadt und die Bürger aktiv werden, um zu sagen, dass es sich nicht einfach um einen gefälltten Baum handelt, sondern um eine Hoffnung, die man sabotieren wollte“. Wie auch anderswo, ist seit dem 7. Oktober in Frankreich ein explosionsartiger Anstieg der Judenfeindlichkeit zu verzeichnen. Zwar hat die Anzahl entsprechender Akte im ersten Halbjahr 2025 gegenüber demselben Zeitraum des Vorjahres abgenommen, jedoch liegt sie laut Angaben des Innenministeriums noch immer um 134 % über dem des ersten Halbjahres 2023.

Die Stadt Nizza hat die Aussage Macrons, dass Ilan Halimi nicht vergessen werde, in die Tat umgesetzt. Ein neuer Olivenbaum wurde dort gepflanzt.

Kurze Zeit danach jedoch wurde in der südfranzösischen Kleinstadt Menton ein weiterer Gedenkbaum gefällt.

GPN

## Städtepartnerschaft mit Palästina

Das Projekt einer Städtepartnerschaft zwischen dem elsässischen Straßburg und dem Palästinensercamp Aida nahe Bethlehem sorgte für Streit im Gemeinderat und erregte Zorn bei diversen Vereinen. Die Opposition beschuldigte gar die Bürgermeisterin der Grünen Partei Les Ecologistes, Jeanne Barseghian, „den Konflikt zu importieren“. Bereits im Vorfeld der entscheidenden Gemeinderatssitzung hatten sich, dem Aufruf des CRIF (jüdischer Dachverband), des israelitischen Konsistoriums des Départements Niederrhein (Bas-Rhin) sowie des vereinigten jüdischen Sozialfonds (FSJU) folgend, etwa 50 Mitglieder der Straßburger Jüdischen Gemeinde vor dem Verwaltungsgebäude versammelt, um gegen die Partnerschaft zu protestieren. Diese Organisationen bekräftigten ihre Unterstützung

Israels und forderten von den Stadtverordneten „wirkliche Friedensinitiativen“ sowie die Fortsetzung der Städtepartnerschaft zwischen Straßburg und Ramat Gan, welche kurz zuvor ausgesetzt worden war. „Hierfür seien die Voraussetzungen nicht gegeben“, hatte Barseghian der französischen Presseagentur AFP erklärt. Parallel dazu hatte sie ihre Absicht geäußert, mit der Aida-Partnerschaft „das palästinensische Volk unterstützen zu wollen“.

Einen Monat zuvor hatte der CRIF sich bestürzt darüber gezeigt, dass die Bürgermeisterin anlässlich des Stadtbesuchs einer Delegation des Aida-Lagers ein Kefije trug sowie über das Gastgeschenk: eine vollständig mit palästinensischen Flaggen bedeckte Israel-Landkarte, auf welcher Israel verschwunden war. „Solch ein

Geschenk anzunehmen und gleichzeitig das Palästinensertuch zu tragen, wenn man die Stadt Straßburg repräsentiert, ist eine gravierende und bedeutungsschwere politische Entscheidung“, bedauerte die jüdische Interessenvertretung. Was eine Demonstrantin ausdrückt, kann allerdings nur bedingt als repräsentativ für die meisten Protestler gelten, da Frankreichs zweitgrößte jüdische Gemeinde hinter Paris als besonders Netanyahu-freundlich bekannt ist. „Netanyahu wird vorübergehen, der Krieg wird enden, bald, wie ich hoffe. Jedoch an der Existenz Israels, d.h. am Zionismus, kann man nicht rütteln unter dem Vorwand, dass man den aktuellen Ministerpräsidenten und den Krieg ablehnt.“ Der Proteste ungeachtet wurde die Städtepartnerschaft verabschiedet.

GPN



Chanukka-Traditionen: Lattkes und Dreidel-Spiel.

© MARE

## Arbeit von unschätzbarem Wert

**RÜGHEIM.** Der ehrwürdige Schüttbau in Rügheim (Landkreis Haßberge, Unterfranken) dürfte schon viel Denkwürdiges gesehen haben – zuletzt Ende Oktober die Verabschiedung des unterfränkischen Bezirksheimatpflegers Prof. Dr. Klaus Reder. Das historische Gebäude aus dem 16. Jahrhundert sei eng mit dem Bezirk Unterfranken und dem Wirken Klaus Reders verbunden, sagte Bezirkstagspräsident Stefan Funk in seiner Rede. Ungezählt seien die Symposien, Fachtagungen und Sitzungen des Bezirks, die hier schon stattgefunden hätten. „Wir können nur vermuten, wie viele Entscheidungen, wie viele Weichenstellungen bei diesen Veranstaltungen gefällt wurden“, betonte Funk. Und immer hätten sie auf gewisse Weise mit Klaus Reder zu tun gehabt. Damit habe Reder an der Geschichte des Bezirks mitgeschrieben.

Die Laudatio auf Klaus Reder hielt der frühere Kultusminister und jetzige Antisemitismus-Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung Dr. Ludwig Spaenle. Er betonte Reders Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen für andere, denen man die Heimat genommen habe. Dies gelte auch ganz besonders für die Pflege des jüdischen Erbes. Nach dem Ende des furchtbaren Nazi-Regimes hätten sich die ehemaligen Mitläufer, die Parteimitglieder und die einstigen Mörder weggeduckt. So gesehen, habe es die oft genannte „Stunde Null“ nie gegeben. Das Gerede vom Neuanfang sei Geschichtsklitterung. Übriggeblieben seien aber die Orte, an denen sich die Verbrechen ereignet hatten.

Als langjähriger Weggefährte Reders sagte Dr. Josef Schuster, der Präsident des Zen-



Prof. Dr. Klaus Reder und Ehefrau Ruth Krimmer-Reder.

Foto: -mm-

tralrats: „Wir verabschieden heute einen Menschen, der Unterfranken entscheidend mitgeprägt hat.“ Reder habe dazu beigetragen, „die Spuren jüdischen Lebens nicht verblasen zu lassen“. In diesem Zusammenhang erinnerte Schuster an die 2020 vor dem Würzburger Hauptbahnhof eröffnete Gedenkstätte „DenkOrt Deportationen 1941–1944“. Hier sei ein Erzählraum entstanden, „in dem das Unfassbare spürbar werde“.

Reder habe es verstanden, Erinnerungskultur nicht nur zu dokumentieren, sondern sie in das öffentliche Bewusstsein zu tragen, betonte Schuster. Gerade in einer Zeit, in der antisemitische Hetze wieder auf deutschen Straßen hörbar sei, in der Synagogen erneut Ziel von Angriffen

würden, sei diese Arbeit von unschätzbarem Wert. „Sie haben dafür gesorgt, dass die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Unterfranken nicht nur in Archiven ruht, sondern mitten in der Gesellschaft präsent bleibt“, sagte Schuster an die Adresse Reders.

Dass an ehemaligen Synagogen, Ritualbädern und Schulen bis heute einheitliche Tafeln hängen, sei zum großen Teil Reders Verdienst. Diese Tafeln seien stille Mahner, aber zugleich auch sichtbare Zeichen einer Geschichte, die sonst im Ortsbild verloren gegangen wäre. Schuster ging in diesem Zusammenhang auch auf Reders Engagement für die Gemeinschaft Sant'Egidio ein. Jedes Jahr am 27. November erinnere diese kirchliche Laienbewegung an die erste Deportation aus Unterfranken – „ein Gedenken, das es ohne Sie nicht gäbe.“

Das Lob höre man gerne, gab Klaus Reder in seiner Dankesrede zu. Er wisse aber auch um seine Schwächen. So sei er bisweilen ungeduldig, er habe nur Wichtiges protokolliert und sei seinen Kollegen oft auf die Nerven gegangen. Für diese Unzulänglichkeiten bitte er um Nachsicht. Zugleich dankte er der Politik, der Verwaltung und allen Weggefährten für all die Jahre.

Reder habe immer wieder Brücken geschlagen, sagte Bezirkstagspräsident Funk: „Brücken vom Traditionellen zum Neuen.“ In diesem Sinne hatte das Gesangs-Duo „Famos“, bestehend aus Conny Morath und Stephan Schmitt, die Festgemeinschaft schon zu Beginn der Veranstaltung mit dem Simon-and-Garfunkel-Song „Bridge over Troubled Water!“ eingestimmt.

Markus Mauritz

## Synagoge für Erlangen

**ERLANGEN/MÜNCHEN.** Die Erlanger Gemeinde sucht seit langem ein geeignetes Grundstück für den Bau einer Synagoge. Bayerns Bauminister Christian Bernreiter freut sich nun, dass ein staatseigenes Grundstück zur Verfügung gestellt werden kann: „Jüdisches Leben braucht Orte der Begegnung und des Zusammenhalts. Diese Woche hat der Ministerrat den Weg freigemacht, dass der Freistaat das Grundstück unentgeltlich überlassen kann,“ erklärte der Minister am 24. Oktober in seiner Pressemeldung.

Auch Bayerns Innenminister Joachim Herrmann freut sich sehr über den Ministerratsbeschluss, „der ein vorläufiger Schlusspunkt langwieriger Verhandlungen um das Grundstück ist“. An die Vorsitzende

der JKG Erlangen, Ester Limburg-Klaus, schreibt Herrmann: „Umso erfreulicher ist es, dass es uns gelungen ist, eine für die Jüdische Gemeinde hervorragende Lösung zu schaffen.“

Und Kultusministerin Anna Stolz betont: „Es freut mich sehr, dass nun dieses Grundstück überlassen werden kann. Für die kleine, aber sehr lebendige Gemeinde in Erlangen wurde damit eine wertvolle zusätzliche Unterstützung auf ihrem Weg zu einer eigenen neuen Synagoge gefunden. Damit stärken wir das jüdische Gemeindeleben in Bayern.“

„Es ist, als ob die Sonne aufginge“, sagt Ester Limburg-Klaus, Vorsitzende der JKG Erlangen. „Für uns als Jüdische Gemeinde bedeutet dieser erste große Schritt un-

gemein viel. Nicht nur, dass der Beschluss der Bayerischen Staatsregierung dem Neubauprojekt einer Synagoge in Erlangen den Weg ebnet, sondern er sendet auch ein deutliches Zeichen der Verbundenheit an unsere Mitglieder. Wir danken daher herzlichst allen Beteiligten der Staatsregierung, die diesen positiven Beschluss herbeiführen konnten.“

Konkret handelt es sich um das Grundstück an der Bismarckstraße 2. Die Immobilien Freistaat Bayern (IMBY) ist bereits in engem Austausch mit der Gemeinde und wird die Vertragsverhandlungen führen. Der Bau der Synagoge ist ein finanzieller Kraftakt für die Gemeinde. Zunächst muss daher noch die Finanzierung des Bauvorhabens gesichert werden. PM



## AMBERG

### Rosch Haschana

Am ersten Abend hatten wir rund 60 Gäste in der Gemeinde. Dieses Jahr konnten wir den angehenden Rabbiner Abraham Frenkel vom Rabbinerseminar in Berlin für die Feiertage gewinnen. Zudem kam die Familie Feder aus München zu Besuch. Wir haben uns auch über die amerikanischen Soldaten, die uns besucht haben, gefreut. Das Abendgebet und Mussaf wurde von Gemeinderabbiner Elias Dray vorgebetet. Zum Taschlich-Gebet sind wir gemeinsam an die Vils gegangen.

### Jom Kippur

Für Jom Kippur hatten wir einen Minjan für alle Gebete. Als Gastkantor kam Schmuël Khurin aus Berlin. Wir haben uns auch über die zahlreichen amerikanischen Soldaten aus Grafenwöhr gefreut. Im Anschluss gab es zum Fastenbrechen belegte Brote mit Hering und Lachs und viele Salate.

### Sukkot

An Sukkot kamen viele Gemeindemitglieder in die Sukka. Das Wetter war ein wenig trüb, aber das hat die Menschen nicht gestört. Es gab eine große Mahlzeit für die Menschen aus der Gemeinde, die eingeladen worden waren. An dieser Stelle gilt unser herzlicher Dank an unser Küchenpersonal. Florian Speil hatte einen Vier-Arten-Workshop angeboten.

### Hausbesuche und Tafellieferung

Familie Aleschko macht auch weiterhin vermehrt Hausbesuche und Telefonate mit älteren und kranken Gemeindemit-

gliedern. Auch der Rabbiner und die Sozialarbeiterin Frau Hettwer besuchen regelmäßig Gemeindemitglieder. Ferner liefern wir jede Woche Lebensmittel von der Tafel an ältere Menschen aus der Gemeinde.

### Synagogenführungen

In den vergangenen Monaten fanden mehrere Führungen in unserer Synagoge statt. Im Juli besuchten uns Schulklassen aus Roding, Neuburg vorm Wald und Amberg, außerdem zahlreiche Interessierte bei der öffentlichen Feierabend-Führung am 7. Juli. Im Oktober war der Katholische Frauenbund Waldsassen zu Gast. Alle Führungen stießen auf großes Interesse und boten wertvolle Einblicke in das jüdische Leben unserer aktiven Gemeinde sowie Raum für anregende Gespräche über Glauben und Kultur.

## AUGSBURG

### Bat Mizwa

Einer der wichtigsten Abschnitte im Leben eines jeden Juden ist die Zeit des Erwachsenwerdens. Der Moment, in dem man vom Kind in die nächste Phase übergeht: der Moment des Erwachsenwerdens. Bei uns Juden hat dieser Moment einen klaren und bestimmten Namen: bei Jungen Bar Mizwa, bei Mädchen Bat Mizwa. Zu unserer großen Freude haben in diesem Sommer gleich drei Mädchen unseres Jugendzentrums ihre Bat Mizwa gefeiert: Polina, Kamilla und Maria! Natürlich konnte unsere Gemeinde es nicht versäumen, die Mädchen zu diesem wichtigen Ereignis zu beglückwünschen. Für sie wurde in der Gemeinde ein farbenfrohes und symbolträchtiges Fest organisiert!

Eingeladen waren alle ihre Freunde aus der Schule, dem Jugendzentrum und der jüdischen Sonntagsschule. Die Küchenmitarbeiter backten eine koschere Torte und weitere Köstlichkeiten, die Madrichim bereiteten ein sehr fröhliches und farbenfrohes Festprogramm vor, und der Festsaal wurde geschmückt! Wie fröhlich und kreativ die Mädchen dieses Fest begingen: Sie sprachen Gebete, zündeten symbolisch Kerzen an und nahmen Glückwünsche von ihren Freunden und Bekannten entgegen.

Die Gemeinde gratuliert Polina, Kamilla und Maria – den Aktivistinnen des Jugendzentrums – noch einmal herzlich zur Bat Mizwa und wünscht ihnen Gesundheit, Glück und Lebensweisheit nach den Lehren der Tora und des Talmuds! Baruch Haschem, liebe Mädchen!

*Inna Kodak, Sozialmitarbeiterin*

## IKG BAMBERG

### Rückblick

Mit dem Herbstwind ziehen auch die Erinnerungen an die diesjährigen Hohen Feiertage durch unsere Herzen. Es war eine Zeit der Besinnung, des Gebets und des gemeinschaftlichen Feierns, die unsere Gemeinde einmal mehr zusammengeführt hat. Von Rosch Haschana über Jom Kippur bis hin zu Sukkot mit Schemini Azeret und Simchat Tora – jeder Feiertag trug auf seine Weise dazu bei, unseren Glauben und unsere Verbundenheit zu stärken.

### Ein süßer Start ins neue Jahr

Das jüdische Neujahrsfest Rosch Haschana wurde traditionell mit großer Freude und Andacht begangen. Unsere Synagoge war, wie jedes Jahr, gut besucht, und die festliche Atmosphäre erfüllte den Raum. Nach dem Abendgottesdienst versammelten sich die Gemeindemitglieder im festlich geschmückten Gemeindesaal, um die traditionellen Speisen zu genießen. Besonders hervorzuheben ist die Erklärung von Rabbiner Dr. Salomon Almekias-Siegl zu den symbolträchtigen Gerichten wie Apfel mit Honig, der ein süßes neues Jahr verspricht, und dem Fischkopf, der uns daran erinnert, stets an der Spitze zu stehen und nicht am Ende. Diese Erläuterungen bereicherten das Festmahl und vertieften unser Verständnis für die alten Bräuche.

### Tag der Umkehr

Der heiligste Tag des jüdischen Jahres, Jom Kippur, war erneut ein tiefgreifendes Erlebnis für unsere Gemeinde. Bereits am



Bat Mizwa in der Gemeinde Augsburg.

Vorabend, zu Kol Nidre, war die Synagoge bestens gefüllt. Die ergreifenden Melodien und die Ernsthaftigkeit des Gebets Kol Nidre schufen eine Atmosphäre der Demut und der inneren Einkehr. Auch am Tag selbst bis zum abschließenden Ne'ilah-Gebet am frühen Abend, fanden sich stets so viele Gemeindemitglieder ein, dass der Minjan gut erfüllt war. Dies zeugt vom starken Zusammenhalt unserer Gemeinde, die diesen wichtigen Tag gemeinsam begeht.

### Freude in der Laubhütte

Nach den ernsten Tagen von Rosch Hachana und Jom Kippur folgte das fröhliche Laubhüttenfest Sukkot. In diesem Jahr war unsere Sukka leider etwas frugaler gestaltet als wir es uns gewünscht hätten. Die Suche nach geeigneten Zweigen gestaltete sich schwierig, da uns nicht genug Zeit blieb, in den Wald zu gehen. Die zeitliche Korrelation mit dem Nationalfeiertag kurz vor Sukkot war ungünstig, sodass wir nicht direkt nach dem Feiertag Zweige schneiden konnten. Zudem begann es sehr schnell herbstlich zu werden, das Laub im Wald war durch den vielen Regen nass und außerdem waren für den Sonntag, an dem wir hätten schneiden können, Stürme prognostiziert worden. Doch Not macht erfinderisch, und so haben wir uns anderweitig beholfen. Trotz dieser kleinen Herausforderung erstrahlte unsere Sukka in neuem Glanz, denn die Kinder unserer Gemeinde haben sie zusammen mit unserer Jugendreferentin Frau Manastyrskaja mit viel Liebe und Kreativität neu geschmückt. Ihr Engagement hat die Sukka zu einem wahren Blickfang gemacht und die Freude des Festes spürbar werden lassen.

Traditionell wurde auch Hoschana Raba gefeiert, gefolgt von Schemini Azeret und Simchat Tora, die wir gemeinsam begangen haben mit Chatan Tora und Chatan

Bereschit. Diese Tage bildeten den krönenden Abschluss der Hohen Feiertage und erfüllten uns mit neuer Energie und Zuversicht. Wir blicken dankbar auf diese besondere Zeit zurück und wünschen allen Gemeindemitgliedern und unseren Gästen ein gutes und gesegnetes Jahr.

### Jüdisches Lehrhaus in Bamberg

Im September las der Schriftsteller Chaim Noll im Jüdischen Lehrhaus Bamberg aus seinen jüngsten Büchern. In diesen verarbeitet der in Israel lebende Autor seine Erfahrungen aus vergangenen und gegenwärtigen Kriegen Israels mit der islamistischen Terrororganisation Hamas im Gazastreifen. Im Anschluss beantwortete er zahlreiche Fragen der Gäste.

Der 1. Vorsitzende der IKG Bamberg, Martin Arie Rudolph, begrüßte den Gast herzlich. Dabei verwies er auf die schwierige Lage der Menschen in Israel, besonders jener, die wie Chaim Noll nur wenige Kilometer entfernt vom Gazastreifen leben. Er betonte dabei, wie sehr sich der Krieg in Israel auch durch den zunehmenden Antisemitismus auf den jüdischen Alltag in Deutschland auswirke.

Chaim Noll, Sohn des DDR-Schriftstellers Dieter Noll (1928–2008), ist 1954 in Ost-Berlin geboren und lebt seit 1995 in Israel. Er begann seine Lesung mit der Novelle „Die Stille am Morgen nach dem Krieg“. Sie erschien 2024. Das autobiographisch beeinflusste Werk handelt aber während des Gaza-Krieges 2008–2009, der in Israel als „Operation Gegossenes Blei“ bekannt ist. Vor Beginn der eigentlichen Lesung machte Noll deutlich, dass die Mehrheit der Israelis der Überzeugung seien, dass die Hamas zerstört werden müsse, bevor der gegenwärtige Krieg gegen das Regime in Gaza enden könne.

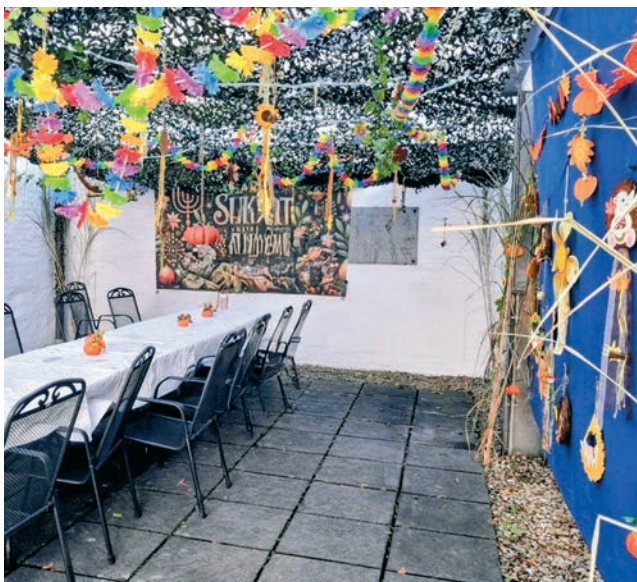
Das Leben in Israel habe in der Zeit seit den terroristischen Angriffen der Hamas

auf Südisrael am 7. Oktober 2023 viele bedrückende Momente gehabt. Dazu habe auch die Medienberichterstattung weltweit und die antisemitische Stimmung in den Sozialen Medien beigetragen. Die junge Generation in Israel lasse sich allerdings nicht mehr davon einschüchtern, sondern fühle sich gestärkt in ihrem Willen, ihr Land zu verteidigen.

Sein Buch „Die Stille am Morgen nach dem Krieg“ beschrieb Noll als authentisches Kriegstagebuch. Dabei sei die Erzählfigur jedoch nicht identisch mit dem Autor – dennoch spiegelt sie den autobiographischen Konflikt eines mitteleuropäischen Intellektuellen wider, der sich als Pazifist und Angehöriger der Friedensbewegung nach seiner Einwanderung in Israel dort erst an die Realität des Krieges gewöhnen musste.

Die Novelle, so erläuterte der Schriftsteller, erzähle eine betont friedvolle Geschichte, in der der Krieg sich eigentlich nur im Hintergrund abspiele. Israelis seien daran gewöhnt gewesen, dass die Kriege mit dem Gazastreifen wieder schnell zu Ende kämen und es kein anderes Ergebnis geben könne als einen israelischen Sieg. Diese Selbstüberschätzung habe Israel teuer bezahlen müssen, indem es 2023 nicht mit einem solch mörderischen Angriff der Hamas auf das Land gerechnet habe.

Ermutigt zeigt sich der Erzähler allerdings durch die Liebe der Israelis zu ihrem Land und die besondere Wirkung des Landes auf seine Menschen, das ihnen immer wieder neue Kraft und Zuversicht schenkt: „Ich glaube nicht an unser Scheitern. Ich spüre eine Liebe zu diesem Land, seinen Bewohnern, seinen Landschaften, Tieren und Pflanzen, zum metallisch blauen Himmel dieses strahlenden Wintertags, eine Liebe, die uralt und jung zugleich, die durch nichts zu erschüttern ist.“



Die Bamberger Sukka.



Jüdisches Lehrhaus, der Bamberger Gemeinde-Vorsitzende M.A. Rudolph (links) mit dem israelischen Schriftsteller Chaim Noll.



## Liberaler Gemeinde Bamberg

Unsere Festgottesdienste zu den Hohen Feiertagen waren in diesem Jahr ausnehmend gut besucht, obwohl Rosch Haschana und Jom Kippur auf Wochentage fielen und die meisten unserer Mitglieder berufstätig sind. Auch schulpflichtige Kinder waren mit ihren Eltern zum Schacharit gekommen. Zum Laubhüttenfest hatten wir wieder die Gemeinde-Sukka in unserem schönen belaubten und gut geschützten Innenhof aufgebaut.

Am Sukkot-Wochenende fand ein Familientreffen des Mischkan statt, zu dem die Kinder unserer Gemeinde mit ihren Eltern zu einem vergnüglichen Nachmittag kamen. Höhepunkt war das gemeinsame Picknick im Grünen. Glücklicherweise war das Wetter an diesem Tag trocken, so dass die Kinder anschließend wie geplant im Freien spielen konnten. Alle hatten viel Spaß und wünschen sich eine baldige Fortsetzung unserer Familientreffen.

### Zelt der Religionen

Das „Zelt der Religionen“, Zentrum der interreligiösen Dialogarbeit in Bamberg, hat nach elf Jahren seines Bestehens auf dem Markusplatz eine neue Zeltplane bekommen, dank zahlreicher Spenden. Wie bisher tragen die drei Zeltplanen jeweils Symbole der drei monotheistischen Religionen. Leider wurde wenige Stunden vor der feierlichen Einweihung die jüdische Seite der Plane stark beschädigt. Die Polizei ermittelt; von einem antisemitischen Motiv ist auszugehen.

### Neuer Name

Beinahe zehn Jahre sind vergangen seit der Gründung unseres Mischkan. Was als eine kleine jüdische Betergemeinschaft von Leuten begann, die vorwiegend in und um Bamberg lebten, ist heute eine über Bamberg hinausreichende liberale jüdische Gemeinde. Auf Beschluss der Mitgliederversammlung wird dies nun auch im Namen unserer Gemeinde abgebildet, die in „Liberale Jüdische Gemeinden Franken – Mischkan ha-Tfila – e.V.“ umbenannt wurde. Der Amtssitz des Mischkan ist weiterhin in Bamberg.

### 7. Oktober

Am Abend des 7. Oktober, dem Jahrestag des Hamas-Überfalls, fand eine Mahnwache am Grünen Markt statt, zu der Angehörige beider jüdischer Gemeinden in Bamberg gekommen waren. Wir beteten für das Leben der Geiseln und ihre baldige Freilassung und gedachten der Ermordeten. Noch wussten wir nicht, dass die verbliebenen Geiseln wenige Tage später tatsächlich frei sein würden, ausgerechnet zu Sim-

chat Tora. Dieses Wunder, aber auch die Trauer um jene, die nicht mehr lebend zurückkommen, fand entsprechend Eingang in unsere Gottesdienste zu Schemini Azeret und Simchat Tora; gleichzeitig fügten wir in den Morgengottesdienst ein besonderes Jiskor-Gebet für die Ermordeten und für die gefallenen Soldaten der Zahal ein. Unsere Herzen sind bei den Familien, die ihre Angehörigen nicht mehr in die Arme schließen können.

## HOF

Im Juli fand in unserer Gemeinde das festliche Konzert mit dem Titel „Mame Loshen“ statt. Der Abend war der Klezmer-Musik und dem reichen Erbe der jiddischen Lieder gewidmet. Mit großer Hingabe und musikalischer Leidenschaft präsentierten die Künstler ein Programm, das die Seele berührte und die Zuhörer in die Welt der traditionellen jüdischen Klänge entführte. Das Konzert wurde zu einem eindrucksvollen Zeichen der Verbundenheit mit unserer Geschichte und Kultur.

Im August zeigte sich unsere Gemeindejugend besonders engagiert. Junge Mitglieder arbeiteten als Madrichim und beteiligten sich aktiv am 3. Turnus der Sommer-Machanot. Diese wertvolle Erfahrung förderte nicht nur Teamgeist und Verantwortung, sondern stärkte auch das Bewusstsein für jüdische Werte und die Bedeutung des gemeinschaftlichen Handelns.

Mit dem Beginn des Monats September traten wir in die besondere Zeit der Hohen Feiertage ein. Zur Unterstützung unseres hochgeschätzten Rabbiners David Goldberg durften wir den Chazan Kohen Eliezer Kaplan aus Israel in unserer Gemeinde willkommen heißen. Seine geistige Präsenz und sein tiefes Wissen bereicherten die Feiertage in besonderer Weise und verliehen den Gottesdiensten eine feierliche und inspirierende Atmosphäre.

Diese Ereignisse zeugen vom lebendigen Gemeindeleben und von der tiefen Verbundenheit zwischen den Generationen. Wir danken allen Beteiligten für ihr Engagement und freuen uns auf weitere gemeinsame Erlebnisse, die unsere Gemeinschaft stärken und bereichern.

Am 7. Oktober fand in Hof eine eindrucksvolle Mahnwache des Deutsch-Israelischen Freundeskreises statt, die den tragischen Ereignissen des 7. Oktober 2023 gewidmet war. Zahlreiche Menschen versammelten sich auf dem Platz, um der

Opfer zu gedenken, ihre Solidarität zu zeigen und ein Zeichen für Frieden und Menschlichkeit zu setzen. Die Teilnehmer hielten Schilder und Israel-Fahnen in den Händen. In den Redebeiträgen wurde an das Leid der Betroffenen erinnert, aber auch an die Bedeutung von Zusammenhalt, Empathie und der gemeinsamen Verantwortung für eine friedlichere Zukunft appelliert.

Die Sängerin Anna Goldkorn berührte das Publikum tief mit zwei Liedern auf Jiddisch, die an Schmerz, Hoffnung und Überleben erinnerten. Die Eröffnungsrede hielt Dr. Rudolf von Waldenfels, dessen Worte viele Anwesende bis ins Innerste bewegten. Die Jugend unserer Gemeinde hat die Namen der noch in Gefangenschaft befindlichen Geiseln der Hamas ausgesprochen – als Zeichen des Gedenkens, der Solidarität und der Hoffnung auf ihre baldige Rückkehr. Das Kaddisch für die Opfer sprach der Vorsitzende der IKG Hof, Dr. Jakob Gonczarowski, in einer Atmosphäre stiller Andacht. Den Abschluss der Veranstaltung bildete die Rede von Frau Strunz, die in eindringlichen Worten die Bedeutung des Erinnerns und des gemeinsamen Eintretens für Frieden und Menschlichkeit betonte.

Die Kundgebung in Hof wurde so zu einem Moment der tiefen Besinnung und des Zusammenhalts, ein Zeichen dafür, dass Mitgefühl und Erinnerung Brücken zwischen Menschen und Generationen schlagen können.

## NÜRNBERG

### Wir stehen für den Schutz jüdischen Lebens

Am 13. September versammelten sich rund 500 Menschen, Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde sowie Vertreter aus Politik und Zivilgesellschaft, unter dem Motto „Wir stehen für Demokratie, Vielfalt und den Schutz jüdischen Lebens!“. Auf Initiative des Vorstands der IKG und mit Unterstützung von 26 Organisationen wurde eine Menschenkette rund um die Kultusgemeinde in der Arno-Hamburger-Straße gebildet, um ein starkes Zeichen gegen jede Form von Antisemitismus zu setzen.

Zur selben Zeit fand in Nürnberg eine pro-palästinensische Demonstration statt. Nach Angaben der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS) im Bericht „Free Palestine from German Guilt?“ – Israelbezogener Antisemitismus in Bayern nach dem 7. Oktober“ hat der Antisemitismus insgesamt, so auch im Umfeld pro-palästinensischer Demonstrationen, deutlich zugenommen. Häufig werden solche Kundgebungen von anti-



semitischen Parolen, Holocaustrelativierungen und Angriffen auf staatliche Organe begleitet. Angesichts dieser prekären Umstände entschied sich die IKG Nürnberg, die Menschenkette trotz Schabbat durchzuführen. Sie war keine Gegenkundgebung zu pro-palästinensischen Solidaritätsbekundungen, sondern eine eigenständige Initiative für ein friedliches Miteinander ohne antisemitische Diskriminierung.

Dementsprechend differenziert traten auch die Redner der Veranstaltung auf: Bayerns Innenminister Joachim Herrmann betonte in seiner Rede, dass Meinungsfreiheit eines der wichtigsten Fundamente demokratischen Zusammenlebens in Bayern sei. Sie sei jedoch kein Freibrief für anti-jüdische oder antiisraelische Agitation und Hetze. Er verwies darauf, dass seit 1946 in Bayern noch nie so viele antisemitische Vorfälle registriert wurden wie heute. Allein 2024 habe es über 1.500 dokumentierte Fälle gegeben – fast doppelt so viele wie im Vorjahr. Vor diesem Hintergrund müsse „Nie wieder!“ ein demokratischer Grundsatz bleiben. Für die Bayerische Staatsregierung stehe dabei unumstößlich fest: „Das Existenzrecht Israels gehört zu den unverrückbaren Grundlagen bayerischer und deutscher Politik – ohne Wenn und Aber.“

Zusätzlich betonte Nürnbergs Oberbürgermeister Marcus König die zentrale Bedeutung jüdischen Lebens für die Identität der Stadt als Ort gelebter Menschenrechte. Er rief dazu auf, gegen Antisemitismus und jede Form von Intoleranz aktiv einzutreten – nicht nur aus historischer Verantwortung, sondern zur Sicherung einer pluralistischen Gegenwart und Zukunft. Die Konflikte der Welt sollten nicht auf Nürnbergs Straßen ausgetragen werden, vielmehr gelte es, mit Offenheit und Toleranz aufeinander zuzugehen. Seine Ent-

schlossenheit brachte er u. a. mit den Worten zum Ausdruck: „Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, damit Juden in Nürnberg sicher leben können. Ich werde alles dafür tun, dass jüdisches Leben in Nürnberg blühen und wachsen kann.“

Der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde, Jo-Achim Hamburger, betonte die Dringlichkeit dieser Herausforderungen. Der israelisch-palästinensische Konflikt, so Hamburger, wirke sich unmittelbar auf das Leben von Juden weltweit aus. Auch in Deutschland werden „Häuser jüdischer Familien mit Hamas-Symbolen markiert, Stolpersteine herausgerissen, Mahnmale beschmiert. Jüdische Studierende werden ausgeschlossen, Kippaträger angegriffen, jüdische Geschäfte bedroht, und Familien verbergen aus Angst ihre jüdische Identität.“ Besonders scharf verurteilte Hamburger die kollektive Schuldzuschreibung an jüdische Personen: „Ein deutscher Jude hat nicht die Pflicht, sich für etwas zu entschuldigen, was im Nahen Osten geschieht.“ Die Menschenkette sei demgegenüber ein Zeichen der Hoffnung: „Wir sind Teil einer Gruppe von Menschen, die vielleicht politisch weit voneinander entfernt sind, doch ein gemeinsamer Nenner verbindet uns. Es geht uns allen um Gerechtigkeit und Toleranz gegenüber Andersdenkenden, Andersliebenden, Andersgläubigen. Wir spüren, dass die inzwischen offene Delegitimierung der Existenz des jüdischen Staates nicht allein Israel gilt, sondern unsere Freiheit insgesamt bedroht.“ Damit verweist Hamburger auf die Notwendigkeit einer breiten solidarischen Haltung, die mit gesellschaftlicher Meinungsvielfalt konstruktiv umgeht.

Dr. Oren Osterer, Geschäftsführer der IKG, dankte deshalb den engagierten Bürgern, die dem Aufruf zur Menschenkette

gefolgt waren. Besonderer Dank erging an die Organisationen, welche die Veranstaltung im Voraus unterstützt hatten. Zu ihnen zählten u.a. Adas Israel, Allianz gegen Rechtsextremismus, BCJ – Bayern, CSU-Stadtratsfraktion, Deutsch-Israelische Gesellschaft, Evangelisch-Lutherisches Dekanat, Familienclub Mischpacha, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Grüne Stadtratsfraktion, Integrationsrat Nürnberg, Die Agentur für Kulturdesign, Maccabi Nürnberg, Nürnberger Lehrerverband, Partnerschaftsverein Charkiw-Nürnberg, Rat der Religionen, SPD Nürnberg, Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Nürnberg-Hadera sowie der Verband Jüdischer Studenten in Bayern.

Der Aufruf zur Unterstützung der Menschenkette erging im Vorfeld an kulturelle und politische Organisationen aus dem gesamten demokratischen Spektrum – das heißt mit Ausnahme der gesichert rechtsextremistischen AfD. Die verhaltene Resonanz deutet darauf hin, dass zunehmend eine Angst vor Repressalien bei gesellschaftspolitischen Akteuren spürbar ist, wenn sie sich zur Sicherheit jüdischen Lebens in Deutschland und des Staates Israel bekennen. Zugleich wird deutlich, wie stark die Vorstellung verankert ist, dass Solidarität mit Juden automatisch als anti-palästinensische Parteinahme verstanden wird. Diese Verunsicherung spiegelt sich auch im öffentlichen Diskurs wider, der, während von Israelis und Palästinensern erwartet wird, Differenzen auszuhalten und Wege des Zusammenlebens zu finden, hierzulande selbst häufig in binären Denkmustern gefangen bleibt. Die Menschenkette war ein symbolischer Aufruf, solche Polarisierungen zu durchbrechen und für ein friedliches Zusammenleben einzustehen.

*Rebecca Rose Mitzner*



Menschenkette in Nürnberg.

Foto: BayStMI Giulia Iannicelli

## REGENSBURG

### Die Hohen Feiertage

Mit einer uns neuen Beschreibung der Bedeutung von Terua eröffnete Rabbiner Bloch die Hohen Feiertage. So steht der Ton des Schofars für die verschiedenen Formen von Weinen und Schluchzen. Mit kurzen Anekdoten aus dem wahren Leben ermutigte uns Rabbiner Bloch Veränderungen im Leben in die richtige Richtung vorzunehmen.

Nach den Hohen Feiertagen hat sich die Gemeinde sehr erfreut, die Bat-Mizwa-Feier von Judith Kochan zu begehen. Wir backten Brot und gestalteten Kerzen. An Sukkot durften wir eng zusammenrücken, damit alle in der Laubhütte speisen konnten. Das Miteinander der Generationen war gut spürbar. Unser Küchenteam um





Sukkot in Regensburg.

Natascha ließ es sich nicht nehmen, an jedem Tag eine andere Speise aufzutischen. Das gute Essen und auch der Schmuck der Sukka untermalten die Besonderheit dieser Tage. Am Ende der Feiertage wurde sowohl vom Rabbiner und vom Vorstand der Gemeinde, vertreten durch Ilse Danziger und Herrn Barsky, allen herzlich gedankt.

*Rachel Dewora*

## Gedenken

Mehr als 200 Menschen haben sich im Oktober vor der Jüdischen Gemeinde versammelt, um der Opfer des Terrorangriffs der Hamas auf Israel vor zwei Jahren zu gedenken. Die Deutsch-Israelische Gesellschaft (DIG) Regensburg-Oberpfalz mit

ihrem Vorsitzenden Dennis Forster hatte zu der Kundgebung aufgerufen. Viele Menschen kamen, um gemeinsam innezuhalten, Anteil zu nehmen und ein Zeichen der Solidarität mit Israel zu setzen. Unter den Rednern waren Oberbürgermeisterin Gertrud Malz-Schwarzfischer und Ilse Danziger, Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde sowie stellvertretende Vorsitzende der DIG. Für die Deutsch-Israelische Gesellschaft sprachen zudem Dennis Forster, Maximilian Guggenthaler, Vorsitzender des Jungen Forums, und Pauline vom Jungen Forum der DIG. Auch Vertreter aus der Politik nahmen Stellung. Theresa Eberlein und Stefan Christoph von den Grünen, Alexander

Irmisch, SPD-Stadtrat, Vizevorsitzender der SPD und Mitglied der DIG, sowie Dominykas Hartl von den Jungen Liberalen. Ein besonderes Zeichen der Verbundenheit setzte Stadtdekan Jörg Breu von der Evangelischen Kirche. Die Redner erinnerten an die mehr als 1.200 Menschen, die beim Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023 ermordet wurden, und riefen dazu auf, dem Antisemitismus entschieden entgegenzutreten.

Da die Kundgebung wegen der jüdischen Feiertage erst später stattfinden konnte, war sie bereits die zweite Gedenkveranstaltung in Regensburg. Schon am 7. Oktober hatte die DIG Regensburg am Neupfarrplatz zu einer Kundgebung aufgerufen, zu der rund 100 Menschen kamen, um ihre Solidarität mit Israel und den israelischen Geiseln zu zeigen.

Die Atmosphäre war von Trauer, Nachdenklichkeit, aber auch Hoffnung geprägt. Am Tag vor der angekündigten Freilassung israelischer Geiseln war die Sehnsucht nach Frieden im Nahen Osten deutlich spürbar.

Zum Abschluss sprach Ilse Danziger bewegende Worte: „Frieden beginnt, wenn wir lernen, den anderen zu sehen. Frieden braucht Mut. Den Mut, Empathie zu zeigen, wo Hass erwartet wird. Und den Mut, jede Form von Täter-Opfer-Umkehr klar zurückzuweisen. Es darf niemals vergessen werden, wer Opfer eines Angriffs ist und wer Verantwortung dafür trägt. Unsere Hoffnung ist, dass dieser Tag ein erster Schritt ist – hin zu einem Nahen Osten, in dem Kinder auf beiden Seiten ohne Angst einschlafen können. Möge das Mitgefühl, das wir heute empfinden, zu einer Haltung werden, die uns alle trägt. Und möge aus Schmerz und Verlust eines Tages gegenseitige Akzeptanz, Respekt und echter Frieden werden.“

*Irina Gaydar*

## Tora-Unterricht

Lernen macht Spaß und bereichert – das erleben wir in unserer jüdischen Gemeinde immer wieder aufs Neue. Besonders deutlich spüren wir das in unseren Tora-Stunden, die sich in den letzten Monaten zu einem festen und beliebten Bestandteil unseres Gemeindelebens entwickelt haben. Wer einmal dabei war, merkt schnell: hier herrscht eine besondere Atmosphäre – geprägt von Neugier, offener Diskussion, gemeinsamem Nachdenken und echter Freude am Lernen. Es geht nicht nur darum, Wissen zu vermitteln, sondern darum, gemeinsam zu entdecken, zu fragen, zu verstehen und die Relevanz der Tora für unser heutiges Leben zu erleben. In unseren Unterrichtseinheiten beschäftigen wir uns mit der gesamten Bandbreite der jüdischen Geschichte und Überlieferung. Wir beginnen mit der Schöp-



Gedenken an die Opfer des 7. Oktober.





Tora-Unterricht in Regensburg.

fung der Welt, sprechen über die Erzväter und Erzmütter, die Zeit der Sklaverei in Ägypten, den Auszug, die Wüstenwanderung, die Übergabe der Tora am Berg Sinai und den Einzug in das Land Israel. Doch die Geschichte endet dort nicht – sie lebt weiter in den Gesetzen, Werten und Überzeugungen, die unser Volk bis heute tragen.

Denn die jüdische Geschichte ist keine bloße Abfolge vergangener Ereignisse. Sie ist untrennbar verbunden mit der Tora, den Geboten (Mizwot) und der jüdischen Lebensweise. Darum geht es in unseren Stunden nicht nur um historische Fakten, sondern um die tiefere Bedeutung: Was lehrt uns die Tora über Verantwortung, über Gemeinschaft, über Menschlichkeit? Wie helfen uns die alten Texte, die Welt von heute besser zu verstehen und unseren Alltag bewusster zu gestalten?

Diese Fragen führen immer wieder zu lebendigen Gesprächen, manchmal auch zu hitzigen Diskussionen – und genau das macht unseren Unterricht so lebendig. Jeder darf seine Gedanken einbringen, unterschiedliche Sichtweisen werden respektiert, und gemeinsam nähern wir uns den großen Themen unseres Glaubens. Seit einem halben Jahr treffen wir uns regelmäßig einmal im Monat. Was zunächst als kleines Experiment begann, hat sich rasch zu einer festen Tradition entwickelt. Und es sieht ganz danach aus, als wäre das nur der Anfang – das Interesse wächst stetig, neue Teilnehmer kommen hinzu, und die Freude am gemeinsamen Lernen ist ansteckend.

Der Tora-Unterricht ist für uns mehr als nur eine Lehrstunde. Er ist ein Ort der Begegnung, des Dialogs und des Wachstums – im Wissen, im Glauben und in der Gemeinschaft. Wer Lust hat, mit einzusteigen, ist herzlich eingeladen. Denn wie unsere Erfahrung zeigt: Lernen verbindet – und macht einfach Freude.

*Rabbiner Benjamin Kochan*

## STRAUBING

### Israel-Offman-Toleranz-Preis

„Es braucht Mut, sich auf die Seite der Angegriffenen zu stellen“, sagt Anatoli Zap vom Vorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit bei der diesjährigen Preisverleihung des Israel-Offman-Toleranz-Preises. Die Preisverleihung feierte fünfjähriges Jubiläum, wie Anna Zisler vom Vorstand der Gesellschaft sagte. Regierungspräsident Rainer Haselbeck und Oberbürgermeister Markus Pannermayr sind stets treue Gäste. Als die drei erstplatzierten Preisträger wurden die 6b der Angela-Fraundorfer-Realschule Aiterhofen, Jochen Rössler und die 4. Klasse der Grundschule Oberalteich für ihre eingereichten Werke zum Thema „Respektieren – fotografieren – gemeinsam Vielfalt sehen – Toleranz im Fokus“ geehrt.

Die Preisverleihung im Anstatt-Theater im Alten Schlachthof wurde von Schülern

des Ludwigsgymnasiums unter Leitung von Martin Schönberger musikalisch umrahmt. Anna Zisler nahm eine erfrischend kurze Begrüßung vor, ohne langatmige namentliche Nennung der Ehren Gäste.

Der Nachmittag stelle zwei zentrale Werte der Gesellschaft, Toleranz und Zusammenhalt, in den Mittelpunkt. Zugleich werde das fünfte Jubiläum des Preises gefeiert, fünf Jahre, in denen Menschen und Initiativen Mut gezeigt hätten, Brücken zu bauen, statt Gräben zu ziehen.

Ihr verstorbener Vater, Israel Offman, erinnere in seinem Vermächtnis, dass Freiheit, Würde und die Bereitschaft zum Dialog nicht selbstverständlich sind, sondern tägliche Aufgaben darstellen, die die Gesellschaft lebendig und gerecht machen, rief Anna Zisler in Erinnerung. Offman sei ein Verfechter von Freiheit und menschlicher Würde und erinnere daran, dass „gesellschaftlicher Fortschritt dort beginnt, wo Menschen unterschiedlicher Herkunft, Religion und Überzeugung zusammenkommen, um gemeinsam Lösungen zu finden“.

Die eingereichten Arbeiten erzählen von der Sinnlosigkeit von Hass und Hetze, aber auch, wie Dialog und Verständnis ein friedliches Zusammenleben ermöglichen. Ein Dank ging an die Sponsoren sowie die Jury, die die Preisverleihung ermöglichen. Alle eingereichten Arbeiten seien preiswürdig, verwies Anna Zisler auf die nicht ganz einfache Arbeit der Jury, sich für drei Hauptpreisträger zu entscheiden.

Eva Bernheim und Hasso von Winning moderierten das Grußwort mit Regierungspräsident Rainer Haselbeck und Oberbürgermeister Markus Pannermayr. Das zentrale Thema war natürlich Toleranz. Für Haselbeck basiert Toleranz auf Akzeptanz und dass man ohne Vorurteile in ein Gespräch gehe. Als Bereit-



Die Preisträger des diesjährigen Israel-Offman-Toleranz-Preises.

Foto: Elisabeth Ammer

schaft, einen Standpunkt mit der Brille seines Gegenübers zu sehen, umschrieb Pannermayr Toleranz. Tolerante Menschen seien auch oftmals zu leise, merkte der OB an.

Bildung und reale Begegnungen stellen für Haselbeck den Schlüssel für Toleranz dar. Sicherlich gebe es auch Anfeindungen, aber jeder müsse aktiver werden und nicht passiv Entwicklungen hinnehmen, so der Regierungspräsident nachdrücklich.

Mehr als passend stimmten die Sänger um Martin Schönberger „Komm, wir ziehen in den Frieden, wir sind mehr als du glaubst“ an. Am Schluss stand die Botschaft: „Stell dir vor, es ist Frieden und jeder geht hin.“ Pfarrer Heinrich Weber vom Vorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und Geschäftsführer Theo Speiseder stellten Beiträge und Teilnehmer des Wettbewerbes vor, die mit einer Urkunde und einem kleinen Präsent belohnt wurden.

Dem Werk der ehemaligen 6 b der Angela-Fraundorfer-Realschule Aiterhofen wurde der 1. Platz zugesprochen. Der selbstverfasste Essay gab Einblick in das Entstehen und die Hintergründe. Mit ihrem Werk „Schubladen“ setzten die Schüler um, dass nicht alle Menschen in eine Schublade passen – andererseits sei das Leben so „bunt und unordentlich, wie in manchen Schubladen“.

Jochen Rössler setzte die Gedenkstätte in Mainkofen in Szene und rückte sie in Verbindung mit dem Pflegeberuf in den Mittelpunkt und wurde mit dem 2. Platz belohnt. Die Gedenkstätte erinnert an die ermordeten Patienten, 762 Frauen und Männer starben während des Dritten Reiches in Mainkofen.

Den dritten Platz erreichte mit ihrem Werk „Farbkreis“ die ehemalige 4. Klasse der Grundschule Oberalteich. Ein Farbkreis bilde die Aspekte Toleranz, Respekt und Vielfalt sehr gut ab, wie im Essay zu hören war und soll auch zum Ausdruck bringen: „Handle so, wie du behandelt werden willst“.

Das Ensemble trug das Lied, mit dem es im deutschlandweiten Contest unter 830 Beiträgen ins Finale der letzten Fünf schaffte, „Eine Welt so weit, so schön“ vor, bevor Anatoli Zap die Schlussworte sprach: „Es braucht Mut, sich auf die Seite der Angegriffenen zu stellen“. *Eam*

## Gemeindeleben

Im Juli ehrten wir mit einem besonderen Kiddusch unser Mitglied Boris Koline. Er feierte mit uns seinen 100. Geburtstag. Die vielen Glückwünsche und Lieder erfreuten den Jubilar.

Ein ganz besonderer Nachmittag für alle Besucher war der traditionelle Sommerball in der Gemeinde. Roman Kuper Schmid und seine Band schafften es, dass alle Anwesenden mitsangen und mitanzten.

40 Mitglieder der Gemeinde machten sich im September auf den Weg nach Wien. Die perfekt organisierte Reise ermöglichte uns, das alte und neue jüdische Wien kennenzulernen, auch die Hofburg und das Schloss Schönbrunn haben wir besichtigt. Das war ein Highlight für alle Teilnehmer. Ein besonderes Ereignis war der Kiddusch am Samstag im September, den unsere beliebte Vorsitzende anlässlich ihres 70. Geburtstags feiern durfte. Die vielen Glückwünsche und die besonderen Leckereien, die serviert wurden, schafften

es, dass Hanna Zisler einige Freudentränen vergoss.

## Gedenken

Am 7. Oktober hat sich das grausame Massaker der Hamas an über 1.200 israelischen Zivilisten zum zweiten Mal gejäht. Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und die Israelitische Kultusgemeinde haben gemeinsam ein stilles Gedenken vor der Synagoge gehalten. Im Angesicht der Fotos der damals noch verbliebenen Geiseln hat Rabbiner Mendel Muraiti ein Gebet vorgetragen, bevor Johannes Burgmayer in Vertretung des Oberbürgermeisters und Hasso von Winning für die Gesellschaft eine Kerze entzündeten, dem sich ein stilles Innenhalten anschloss. Von Winning betonte, dass es nicht nur an diesem Tag Aufgabe der Christen und der gesamten Gesellschaft sei, jeder Form des Angriffs auf jüdisches Leben in Straubing mit persönlichem Einsatz zu widerstehen. Der jüdische Feiertag Sukkot, das Erntedankfest im jüdischen Festkalender, sei eben Anlass zum Dank und nicht zum Hass.

*Aus: Straubinger Rundschau.*

## WEIDEN

### Youth Bridge München zu Gast

Ende Mai empfing unsere Gemeinde eine Youth Bridge-Gruppe mit 13 Jugendlichen aus München und Nürnberg. Im Rahmen ihres Besuchs in der Oberpfalz wurden sie unter anderem zu einem Treffen mit dem Vizepräsidenten des Bayerischen Landtags, Tobias Reiß, erwartet.

Die Jugendlichen engagieren sich in Schulen für Dialog, Toleranz und gegen Antisemitismus. In ihren sogenannten „YouBienaren“ vermitteln sie Wissen über Judentum und Israel.

### Stolperstein

Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit verlegte einen Stolperstein für Elise Heimann in der Dr.-Seeling-Straße 31. Unterstützt wurde die Aktion von Dr. Sebastian Schott vom Amt für Kultur und Stadtgeschichte. Elise Heimann, Tochter des Weidener Fabrikdirektors Isidor Adler, wurde zusammen mit ihrem Mann in einem NS-Vernichtungslager ermordet. Ihre Nachkommen aus Israel und den USA nahmen an der Verlegung teil und besuchten anschließend die Jüdische Gemeinde. Das Augustinus-Gymnasium Weiden gestaltete das Rahmenprogramm.

### Synagoge in Floß

In Zusammenarbeit mit dem Verein für Musik in Synagogen (Region Pilsen) fand



Gemeinde Straubing in Wien.





Verwandte von Elise Heimann nach der Stolpersteinverlegung in Weiden.

erneut ein Konzert in der Synagoge Floß statt. Die hervorragende Akustik und die Auftritte namhafter tschechischer Künstler begeisterten das Publikum. Diese Konzertreihe ist inzwischen ein fester Bestandteil des kulturellen Lebens der Region.

### Synagogenführung

Eine Besuchergruppe der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg besichtigte die Synagoge Floß sowie unsere Synagoge in Weiden. Die Führung in Weiden wurde von Ludwig Friedmann durchgeführt.

Der Nahost-Experte Ahmad Mansour sprach an der FOS/BOS Weiden über aktuelle Entwicklungen im Nahen Osten und deren Auswirkungen auf Deutschland. Die Veranstaltung wurde von der GCJZ Weiden, dem Kulturamt und der Katholischen Erwachsenenbildung organisiert.

Marina Jurowetzkaja

## WÜRZBURG

### Der Klang des Schofars

Am Vorabend von Rosch Haschana begann das neue Schuljahr in unserer Sonntagsschule. Unsere Schüler – Kinder aus jüdischen Familien – lernen in zwei Gruppen: die Jüngeren von 4 bis 7 Jahren und die Älteren ab 8 Jahre. Auf dem Programm stehen: jüdische Tradition, musikalisch-rhythmische und künstlerische Entwicklung sowie die Förderung der russischen Sprache. Als Wahlfächer werden Hebräisch und Englisch angeboten. Der Unterricht wird von vier Lehrkräften und dem Gemeinderabbiner Shlomo Selig Awrassin geleitet. Wir trafen uns in einer gemütlichen, festlichen Atmosphäre im Weißen Saal. Indem wir in einem Kreis aus Kindern und Eltern einen symbolischen Apfel von Hand zu Hand

weitergaben, wünschten wir einander das Allerbeste für das kommende Jahr. Die Kinder lernten die Gebote und Bräuche des jüdischen Neujahrsfestes kennen. Wir studierten neue Lieder ein, begleiteten sie mit Musikinstrumenten, lernten neue hebräische Wörter und die Symbole des Festes kennen und lösten ein Quiz. Rav Shlomo demonstrierte das traditionelle Blasen des Schofars, und alle Anwesenden konnten die wichtigste Mizwa des Festes erfüllen – den Klang des Schofars zu hören, geblasen nach allen Regeln der Tradition.

Die Bedeutung dieser Töne liegt in ihrem geistigen Aufruf zum Erwachen und zur Selbstreflexion. Die Überlieferung sagt,

dass die Klänge des Schofars zum Himmel aufsteigen und das Erbarmen des Ewigen über das ganze Volk Israel erwecken. Die Jungen durften selbst versuchen, in Spielzeug-Schofare zu blasen. Nach guter Tradition tauchten wir Äpfel und Challa in Honig und wünschten einander, dass das kommende Jahr süß, gut, friedlich und freudig werde.

Nach Rosch Haschana setzten wir in unserer Sonntagsschule die Feier der herbstlichen Tage des Monats Tischri fort. Am 5. Oktober fand im Weißen Saal der Gemeinde eine gemeinsame Veranstaltung statt, die Sukkot gewidmet war. Rabbiner Shlomo Avrasin erklärte Kindern und Erwachsenen die Bedeutung, den Sinn und die Bräuche dieser Zeit, die uns daran erinnert, wie unsere Vorfahren nach dem Auszug aus Ägypten in der Wüste in Zelten und Hütten – den Sukkot – lebten. Wir lernten die vier Pflanzenarten kennen – *Arba Minim* –, die miteinander verbunden und in alle Richtungen bewegt werden, um die allgegenwärtige Gegenwart des Ewigen zu symbolisieren. Gemeinsam hörten und sangen wir Lieder über Sukkot und bastelten anschließend *den Lulav* – den symbolischen Strauß aus diesen vier Pflanzenarten. Unter der Anleitung von Alexander Shif bauten die Kinder ihre eigene Sukka, in der wir die festlichen Tage verbringen konnten. Die Atmosphäre war fröhlich und inspirierend. Nicht umsonst nennt man Sukkot *Sman Simchatenu* – die Zeit unserer Freude.

Marina Zisman,  
Leiterin der Sonntagsschule



Bei der selbstgemachten Sukka mit eigenen Sukkot-Werken.



## Zukunft der Erinnerung

Wolfgang Benz gehört seit Jahrzehnten zu den bedeutendsten Historikern der Zeitgeschichte. Er hat sich vornehmlich mit dem Nationalsozialismus, dem Holocaust und dem Antisemitismus befasst. Zahlreiche Publikationen sowie von ihm herausgegebene Buchreihen zeugen von seinem nie nachlassenden Einsatz für die Offenlegung der politischen, gesellschaftlichen und moralischen Zusammenhänge der NS-Zeit. Jetzt ist im Münchener DTV-Verlag ein neues, wichtiges Buch zu den Perspektiven des Holocaust für die Zukunft unserer Gesellschaft erschienen. Die auf der Rückseite des Buchumschlags gestellte Frage – „Was bleibt 80, 100 Jahre nach dem Ende des Holocaust?“ –, versucht durch ihre Perspektivierung auf das 100. Gedenkjahr des Holocaust den gegenwärtigen Diskussionen zur deutschen Erinnerungskultur des Nationalsozialismus einen notwendigen Haltepunkt zu geben.

Wir wissen heute nicht, wie in zwanzig Jahren künftige Generationen über den Holocaust denken und seiner gedenken werden. Vor zwanzig Jahren wäre eine Voraussage, die dem Ausmaß und Inhalt der gegenwärtigen kontroversen Form des Denkens und Gedenkens, wenn auch nur in Ansätzen, nahegekommen wäre, kaum möglich gewesen. Umso wichtiger ist es, aus den verschiedenen Erinnerungsformen, die sich in der Vergangenheit entwickelt haben, Impulse zu empfangen, um mit ihrer Hilfe in einer gesellschaftlich und politisch so wandlungsfähigen Welt Kriterien für das angemessene Verständnis der NS-Zeit zu gewinnen. Wolfgang Benz' Buch leistet für diesen Prozess eine unverzichtbare Hilfestellung. In 13 Kapiteln handelt er die verschiedenen Problemfelder der NS-Geschichte sowie die unterschiedlichen Themen der Erinnerungskultur in souveräner Weise ab. Diese Erinnerungskultur speiste sich, wie Benz im 2. Kapitel „Niederlage oder Befreiung? Das Ende des ‚Dritten Reiches‘ im Gedächtnis der Deutschen“ darstellt, zunächst aus einem diffusen Gespinnst von Einbildungen und Lebenslügen der deutschen Bevölkerung, mit der die objektiven Zusammenhänge der NS-Zeit ausgeblendet wurden. Benz erwähnt, dass die Kollektivschuldthese „nur in der Einbildung der Deutschen“ existiert habe, da es keinerlei „Aktionen der Alliierten“ in dieser Hinsicht gegenüber den Deutschen gegeben hat. Auch den Mythos bzw. die Lebenslüge von der „sauberen Wehrmacht“, der erst 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges endgültig ent-



larvt wurde, erwähnt Benz in diesem Kapitel. Bei solcher Befindlichkeit blieb, wie Benz im 4. Kapitel „Verweigerte Emotion: Judenfeindschaft nach dem Holocaust“ resümiert, kein Raum für die „Empathie mit den Opfern der NS-Ideologie“.

Aus den Kapitelüberschriften lässt sich bereits die Vielfalt der Themen ablesen, die Benz behandelt. Das 6. Kapitel „Stolz, deutsch zu sein: Aufbegehren gegen die Geschichte“ und die nachfolgenden beiden, „Philosemitismus: Staatsräson, Herzenssache, Pflicht?“ sowie „Blinder Eifer: Erinnerungsverbote aus Solidarität mit Israel“, thematisieren Problemfelder an den beiden entgegengesetzten Enden des Spektrums des Erinnerns. Dass eine Sensibilisierung für die unterschiedlichen Gruppen von Opfern des NS-Regimes aufgrun von schon zuvor bestehenden und weiterhin geltend gemachten Vorurteilen oft genug ein langwieriger Prozess gewesen ist, zeigt Benz in einem der umfangreichsten Kapitel seines Buches, im 9. Kapitel „Ungeliebte, vergessene, verleugnete Opfer“. Zu diesen Opfern gehören Homosexuelle, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas, Asoziale, Kriminelle, aber auch die Opfer der Euthanasie.

Durch den Blick auf individuelle Schicksale aus den einzelnen Opfergruppen öffnet Benz seinen Lesern einen Weg zu der humanen Dimension ihres Leidens. Im 11. Kapitel „Zeitzeugen: Balanceakt zwischen Empathie und Wissenschaft“ rekapituliert Benz den Fall „Binjamin Wilkomirski“, den Fall des Schweizer

Bürgers, der in den 1990er Jahren mit seiner KZ-Kindheit, die er sich fiktional erschrieben hatte, bis zu deren Entlarvung einen großen Zuspruch erfuhr. Benz zeigt in diesem Kapitel aber auch den Balanceakt zwischen den Ansprüchen des Historikers an sein Forschungsthema und den Darstellungsformen sowie Erinnerungspotentialen der Zeitzeugen des Holocaust.

Er erzählt dazu das Beispiel einer Buchpräsentation einer Überlebenden des Holocaust in Berlin Anfang der 1990er Jahre, zu der er als Historiker geladen war. Als die Autorin von einer Begebenheit in Auschwitz erzählt, wo man den Insassinnen Seife zum Waschen gab und sie diese Seife als „Seife aus Juden fett“ identifizierten, hält sich der versierte Historiker zurück, der mit vielen Details des Lagerlebens wissenschaftlich vertraut ist und weiß, dass es „Seife aus Juden fett“ nicht gegeben hat, muss er doch befürchten, durch sein Wissen das Publikum gegen sich aufzuwiegeln. Obwohl Benz seiner Erzählung einen sarkastischen Unterton unterlegt, der jedoch nur für seine Beschreibung der Reaktionen des Publikums gilt, ist diese Szene eindrucksvoll und berührend.

Zugleich mahnt Benz seine Zunft zur „Sensibilität“, „dass man Holocaustüberlebende nicht nur als Opfer sieht und sie deshalb aus der einmal fixierten Opferrolle nicht entlässt, weil man sie als ‚Opfer‘ braucht und deshalb als Individuen nicht gelten lässt“. Diesen Ratschlag kann man jedoch meines Erachtens ebenso zahlreichen in der deutschen Erinnerungskultur engagierten Menschen geben, die mit dem Etikett „Holocaustüberlebender“ eine ikonische Bedeutung verbinden. Aus dem letzten Kapitel „Wege in die Zukunft“ sei hier ein Satz zitiert, den Benz im Anschluss seiner Darstellung rassistischer und antisemitischer Vorfälle aus der jüngsten Zeit formuliert. Ich zitiere ihn abschließend, um darauf hinzuweisen, wie wertvoll solche Sachbücher für die große Öffentlichkeit sind. „Der Holocaust bleibt in unserer Erinnerung als Memento, wie Ressentiments gegen eine Minderheit mörderisch enden. Und das aus dem Judenmord resultierende Trauma der Opfer und ihrer Nachkommen kennt keine Verjährung, ebenso wenig wie die Scham der Nachkommen der Täter.“

Daniel Hoffmann

Wolfgang Benz: *Zukunft der Erinnerung. Das deutsche Erbe und die kommende Generation*, 240 S., dtv, München 2025, [www.dtv.de](http://www.dtv.de).



## Ungebetene Gäste

Vierzehn Monate sei der Sohn, antwortet seine Mutter Naomi dem arabischen Arbeiter, den sie bei ihrer Rückkehr aus der Grünanlage in ihrer Wohnung vorfindet. Er habe eine Tochter von eineinhalb Jahren, und man merkt ihm die Erfahrung mit einem kleinen Kind an. Anders als Naomi, die sich unwohl mit ihm allein fühlt, reagiert ihr Sohn Uri begeistert auf die Kontaktaufnahme des arabischen Mannes. Dennoch bietet sie ihm Kaffee und Kekse an. In einem unbeobachteten Moment fällt dem Kind der Hammer des Arbeiters vom Balkon herunter aus dem 5. Stock. Getroffen wird der 14-jährige Sohn des aus Russland eingewanderten Lebensmittelhändlers. Für die Anwohner ist er Opfer eines tödlichen Anschlags. Der arabische Arbeiter wird als Terrorist festgenommen, sein vierzehnjähriger Sohn, der mit ihm zur Mittagspause verabredet war, von der aufgebrauchten Menge fast gelyncht. Naomis Mann Juval kann weitere Misshandlungen verhindern. Er bringt den Sohn mit Naomi und Uri in sein Dorf zurück.

Das Dorf ist der zweite Schauplatz, und die israelische Familie, obwohl freundlich und orientalisch gastfreundlich empfangen, fühlt sich unsicher. Der älteste Sohn der Familie stößt dazu, und Naomi spürt sein feindseliges Misstrauen. Juval wird von den Dorfhunden angegriffen, und die Abfahrt gerät fast zur Flucht. Und eine Flucht ist auch der Umzug der jungen israelischen Familie nach Nigeria, wo sie in einer Gated Community lebt. Juval konnte die nigerianischen Truppen für Rettungsaktionen mit dem Hubschrauber beraten. Und Naomi lebt immer noch in einer Art Milchblase. Zwar stillt sie Uri nicht mehr durchgehend, aber immer noch trägt sie den inzwischen fast Zweijährigen mit sich herum und gibt ihm zweimal täglich die Brust. Er ist ein freundliches Kind, das aber seit dem Umzug Alpträume hat. Dies und die nach ihrer Ansicht späte Sprachentwicklung veranlasst seine Eltern, eine israelische Psychologin aufzusuchen.



Diese hätte die Therapie ablehnen müssen, denn Juval und sie kennen sich aus ihrer Jugend im Moschav. Ihre Geschichte wird ausführlicher erzählt als es vielleicht notwendig gewesen wäre. Aber von der ersten Seite an ist klar, dass nicht das Kind therapiert werden sollte, sondern die Erwachsenen.

Obwohl Naomi drei Tage nach dem tödlichen Unglück bei der Polizei ausgesagt hat, dass nicht der arabische Arbeiter den Hammer geworfen hat, sondern ihr kleiner Sohn ihn über die Brüstung hat fallen lassen, wird der Arbeiter wegen fahrlässiger Tötung angeklagt und kehrt als gebrochener, arbeitsunfähiger Mann zu seiner Familie zurück. Der älteste Sohn fordert Schmerzensgeld von Naomi. Er erreicht sie auch in Lagos. Aber weder kann noch will Juval der Forderung nachkommen. Dem Rat der Psychologin folgend, verlässt Naomi ihre „Milchblase“, und schon beim ersten Betreten einer anderen Welt trifft sie auf Ayobami, einer schönen, klugen und reichen Nigerianerin. Diese aber wird Juvals Arbeit in einem großen

Artikel im britischen „Guardian“ als problematisch brandmarken und an die ähnliche Unterstützung der damaligen nigerianischen Regierung im Kampf der Yibo um Unabhängigkeit in einem eignen Staat Biafra durch israelische Truppen erinnern. Damit endet für Naomi der Beginn einer Freundschaft außerhalb der Kleinfamilie.

Ayobami aber wird ihr noch einmal bestehen, als Uri verschwindet. Wieder wird das, was ein halbes Jahr zuvor in Israel geschah, in ihr Leben eingreifen. Nichts lässt man wirklich hinter sich.

Es ist eine sehr spannend erzählte Geschichte, die von der ersten Seite an beunruhigt. Angst ist ein fataler Lebensbegleiter, die auch ein Ortswechsel nicht zum Verschwinden bringt, Angst des Einzelnen ebenso wie einer Gesellschaft, die über Jahrzehnte gefährdet ist.

Stärker als in den früheren Romanen merkt der Leser in diesem Buch, dass die Autorin auch ausgebildete Therapeutin ist. Dennoch werden die Personen sehr individuell gezeichnet. Keiner ist ein Held, sondern alle haben Schattenseiten. Der arabische Arbeiter und sein jüngerer Sohn sind Opfer, weil sie als Teil eines die andere Seite gefährdenden Kollektivs wahrgenommen werden.

In Angst zu leben schafft nichts Gutes. Vor dem Hintergrund des 7. Oktober 2023, dem Überfall der Hamas mit der Ermordung und Verschleppung hunderter Israelis und der anschließenden militärischen Intervention mit vielen Opfern auf der anderen Seite stellt sich die Frage, ob sich die Einzelnen und die betroffenen Völker je von den neuerlich zugefügten Traumata erholen werden können. Denn, so sagte Ayelet Gundar-Goshen in mehreren Interviews, nichts ist vorbei, nicht für das jeweilige Kollektiv noch für jeden Einzelnen.

Angela Genger

*Ayelet Gundar-Goshen: Ungebetene Gäste, aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, 320 S., Verlag Kein & Aber, Zürich 2025, [www.keinundaber.ch](http://www.keinundaber.ch).*

## Keine Schonzeit für Juden

„Schonzeit für Füchse“ hieß 1966 das Spielfilmdebüt von Peter Schamoni, mit dem er sich gegen „Opas Kino“, das Kino der gewissenlosen, leichtfertigen und spießigen Generation der Nachkriegsjahre absetzen wollte. Der Filmtitel blieb im Gedächtnis hängen. Er drängt sich wieder auf, wenn man Rafael Seligmanns neues Buch „Keine Schonzeit für Juden“ liest. Die Herkunft des in der Jägersprache verwendeten Begriffs, der auch juristisch genau definiert ist, verweist auf Worte wie „Rücksichtnahme“, „Behut-

samkeit“. Heute würde man auch den Begriff „Achtsamkeit“ verwenden. „Keine Schonzeit für Juden“ müsste dann heißen: „Keine Rücksichtnahme auf Juden nach der Shoa“ oder „Keine Achtsamkeit gegenüber Juden“. Tatsächlich muss man nach der Lektüre von Seligmanns Buch, das Stationen seines deutschen Lebens eindringlich beschreibt, konstatieren, dass diese alternativen Formulierungen zutreffen.

Im Zusammenhang mit der 1985 in Frankfurt a.M. vom neuen Intendanten

Günther Rühle geplanten Inszenierung von Rainer Werner Fassbinders „Der Müll, die Stadt und der Tod“, die damals zu heftigen Protesten seitens der Jüdischen Gemeinschaft führte, schreibt Seligmann: „Der Theatermann nahm für sich ein antijüdisches Narrativ ein: Tatsächlich hatte es in Deutschland nie eine ‚Schonzeit‘ für Juden gegeben. Nach der Shoa haben viele, die die Judenfeindschaft der Nazis geteilt hatten, aus Angst ruhig gehalten oder gar Verständnis für die Hebräer geheuchelt, andere gewannen

durchaus Mitgefühl und Solidarität mit den Juden. Diese Grundsituation hat sich danach nicht prinzipiell geändert.“ Seligmanns Feststellung über die Situation von 1985 und die historischen Abläufe, die ihr folgten, umfasst immerhin einen Zeitraum von mittlerweile 40 Jahren. Doch für die Zeit davor will er seine Aussage ebenfalls als zutreffend ansehen, so dass es eigentlich 80 Jahre sind, in denen eine „Schonzeit für Juden“ nicht existiert hat. Was sich an dieser „Grundsituation“ jedoch geändert hat, ist die durch den 7. Oktober 2023 entfesselte Leidenschaft zur Jagd auf Juden. Das versteht sich eigentlich von selbst. Denn wo es keine Schonzeit gibt, darf gejagt werden. Seligmann verwendet deshalb auch den Begriff „Jagd“ für die verschiedenen Ausschreitungen in Europa gegen Juden im Gefolge des 7. Oktobers. Jedoch weist er darauf hin, dass Juden nicht länger bereit sind, den Opferstatus zu akzeptieren, auf den hin sie in der deutschen Gesellschaft allein festgelegt sind. „Ich erwarte, dass man die Juden nicht länger im Opferstatus verharren lässt.“

Seligmann hat seinem neuen Buch den Untertitel „Antwort eines Betroffenen“ gegeben. Dieser Untertitel ist berechtigt, steht er doch als öffentliche Person, sei es durch seine Rolle als bekannter Schriftsteller, sei es durch seine Rolle als erfolgreicher Journalist und Zeitungsherausgeber, seit Jahrzehnten in einem Dialog mit der Öffentlichkeit. Er ist nicht nur ein „Betroffener“, er ist einer, der durch den zunehmenden Antisemitismus direkt an-



gesprochen wird und auf ihn antworten muss. Deshalb erscheint sein Buch zur rechten Zeit.

Es ist ein sachliches, nicht durch Emotionen belastetes Buch. Jedoch ist es schwergewichtig. Denn Seligmann antwortet auf die „zugespitzte“ Situation seit dem 7. Oktober 2023 mit der Erzählung seines deutschen Lebens, das 1957 begann. Damals war Rafael Seligmann 10 Jahre alt. Mittlerweile ist er 78 Jahre alt und gehört, wie er es selbst formuliert, zu den „ältlichen Herren zwischen 70 und 80 Jahren, (die) noch immer in Diskussionen weitgehend allein den jüdischen Stand-

punkt ausdrücken“. An dieser Situation ist wohl auch die verminderte Merkfähigkeit der Öffentlichkeit schuld, die sich an neue Gesichter nur schwer gewöhnen kann. Darüber hinaus muss man Seligmann neidlos attestieren, dass er als Medienprofi sehr oft die richtigen Formulierungen findet. Das trifft auch auf das Resümee seines Buches zu, in dem er eine offensive Stellungnahme deutscher Juden in der Öffentlichkeit fordert. „Konstruktiver Streit kann zur Bekämpfung und Minimierung des Antisemitismus beitragen und die damit verbundenen Ängste mindern.“

Dieser Satz steht im Kontext von Seligmanns letztem Gespräch im Juli 1999 mit Ignaz Bubis. Das Kapitel „Befreiung aus dem Angstghetto“ schließt Seligmann mit Sätzen, in denen die biblische Geschichte vom ersten Brudermord anklingt. Mit ihnen gewinnt Seligmanns Aussage eine fundamentale Dimension, die mich sehr berührt hat, weil sie alle Menschen angeht. „Der Einsatz lohnt sich, denn der klärende Streit kann helfen, die jüdische Gemeinschaft aus dem Ghetto der Angst zu befreien. Das sind die Deutschen sich selbst schuldig, ebenso wie alle anderen. (...) Abel ist erschlagen. Nun geht es um das Heil der Nachkommen und die seines mörderischen Bruders Kain, also um uns alle.“

Daniel Hoffmann

Siehe dazu auch KULTUR Seite 7.

Rafael Seligmann: Keine Schonzeit für Juden. Die Antwort eines Betroffenen, 192 S., Herder Verlag, Freiburg i.Br. 2025, [www.herder.de](http://www.herder.de).

## Das aschkenasische Judentum

Dies umfangreiche Werk des bekannten Judaisten Peter Schäfer behandelt primär Geschichte und Kultur der Juden im Mittelalter. Dabei berücksichtigt der Autor stark die Geistesgeschichte und die religiösen Strömungen im Judentum, denen sein persönliches Forschungsinteresse zu meist gegolten hat. Das Werk ist als Handbuch konzipiert, das die bestehende Forschung zusammenfasst, keine neue anstrebt, aber doch deutliche Akzente des Autors setzt.

Als Aschkenas bezeichneten die Juden ihr neues Siedlungsgebiet in Mitteleuropa, in dem sie sich infolge der römischen Eroberung niederließen. Nach ihrer Weiterverbreitung nach Polen-Litauen und Russland wurde der Begriff auch für die dortigen Territorien verwendet. Im Gegensatz dazu nannten sich die in Spanien und Südfrankreich angesiedelten Juden Sepharden und gehörten einem ganz anderen Kulturkreis an.

Das Werk weist eine etwas ungewöhnliche Konzeption auf. Dem Leser wird nicht ganz deutlich, warum das Buch eine hun-



dertseitige Einleitung über die gesamte jüdische Geschichte der Antike benötigt. Andererseits behandelt der Autor die

nachmittelalterliche aschkenasische Geschichte nicht für Deutschland, sondern im speziellen letzten Teil allein für die ost-aschkenasischen Juden, die ihn kulturell offensichtlich mehr interessieren.

Das Werk ist in sechs Hauptteile gegliedert. Auf das antike Judentum folgt die Epoche der ersten spärlichen Zeugnisse von Juden in Aschkenas bis zum Hochmittelalter. Die wenigen Funde betreffen vermutlich reisende Kaufleute. Die einzige bedeutende Quelle für die Niederlassung von Juden auf heute deutschem Boden ist das berühmte Edikt Kaiser Konstantins von 321, das Juden erlaubte, sich in den Stadtrat von Köln berufen zu lassen – ein Amt, das die Gewählten übrigens viel Geld kostete.

Auf diese Quelle folgt über 700 Jahre lang kein Nachweis, dass Juden in Köln oder überhaupt in später deutschen Gebieten dauerhaft als Gemeinden gelebt haben. Erst das Kölner Ritualbad, die Mikwe, auf etwa 1170 datiert, setzt die Existenz einer jüdischen Gemeinde definitiv voraus. In diesem Kontext macht sich Peter Schäfer



über das 2021 in der Bundesrepublik ausgerufenen Jubiläum „1700 Jahre Juden in Deutschland“ lustig. Da es 321 weder in Deutschland noch eine nachweisbare kontinuierliche jüdische Besiedlung gab, sei diese Zeitangabe um mindestens 700 Jahre zu hoch gegriffen.

Im dritten Hauptteil „Gemeindeleben“ kommt der Autor bei seinem Kernthema an, der Geschichte und Kultur des aschkenasischen Judentums in den großen jüdischen Gemeinden des Mittelalters am Rhein und in Frankfurt, Regensburg und Prag. Einen zentralen Platz erhalten dabei die „Schum“-Städte – eine Abkürzung für die führenden Gemeinden in Speyer, Worms und Mainz. Schäfer gibt zunächst einen Überblick über Rechtslage und Wirtschaftstätigkeit der Juden, wobei er die allmähliche Verschlechterung ihrer Situation durch das vierte Laterankonzil von 1215 betont. Der Judenschutz war ein begehrtes Vorrecht mittelalterlicher weltlicher und geistlicher Herrscher, bedeutete es doch neben dem Schutz von Leib und Leben der Juden auch das Recht auf ihre Besteuerung und damit eine ständige Einnahmequelle. Bald galten die Juden als Knechte und Eigentum der Landesherren. Beruflich waren sie, nachdem die städtischen Zünfte sich gegen sie gewandt hatten, fast ganz auf Handel, vor allem Fernhandel, und Zinsgeschäfte beschränkt. Im Innern wurden die Gemeinden von Vorstehern verwaltet, Rabbiner legten die Tora aus, sprachen Recht und nahmen rituellen Handlungen vor. Diesem Überblick folgen auf 50 Seiten Porträts der genannten großen jüdischen Gemeinden mit ihren spezifischen Besonderheiten. Die bedeutende Kölner Gemeinde fand schon 1349 während der

Pestpogrome ihr Ende. Mainz zeichnet sich aus durch wirtschaftliche Stärke und hervorragende jüdische Gelehrte. Zu nennen ist hier vor allem die berühmte Familie der Kalonymos, die in mehreren dieser Großgemeinden in jüdischer Gelehrsamkeit und religiöser Poesie eine wichtige Rolle spielte. Die Juden siedelten in den Gemeinden in eigenen Vierteln, aber 1460 errichtete die Stadt Frankfurt das erste ummauerte Ghetto in Deutschland, das die Bewohner nur am Tage verlassen konnten. Es war bald überbevölkert, durfte aber nicht erweitert werden. Der folgende vierte Hauptteil „Leben mit der Tora“ ist auf über hundert Seiten der Religionsgeschichte der aschkenasischen Juden gewidmet. Der Autor beschreibt vor allem am Beispiel der berühmten Kommentare des Raschi (gest. 1105) wie Tora und Talmud im Mittelpunkt allen Denkens und Dichtens standen. Ausführlich zitiert werden die Klagelieder, die das grausige Selbstopfer jüdischer Familien während des Ersten Kreuzzuges beschreiben. Die Verfolgungen und Vertreibungen der aschkenasischen Juden seit den Kreuzzügen behandelt der fünfte Hauptteil. Schäfer schildert mit Zitaten aus jüdischen zeitgenössischen Quellen die Massaker der Kreuzfahrer und die Selbsttötungen der Juden, um der Zwangstaufe zu entgehen. Juden wurden in der christlichen Propaganda des Ritualmordes an Kindern und der Zerstörung von Hostien bezichtigt. Ihren Höhepunkt erreichte die Verfolgung zur Zeit der großen Pest um 1350, als man die Juden der Brunnenvergiftung beschuldigte. Die Gemeinden in allen großen Reichsstädten wurden zerstört, ihre Mitglieder verbrannt, vertrieben oder für immer ausgewiesen.

Das führte zur verstärkten jüdischen Abwanderung nach Osten, wo den Herrschern von Polen und Litauen Juden als Siedler willkommen waren und sie zahlreiche Privilegien erhielten. Das System der Pacht von Ländereien des Hochadels (Arenda) führte jedoch bald auch hier zu antijüdischen Ausschreitungen. Alles gipfelte in der Katastrophe des Kosakenaufstandes unter Bogdan Chmielnicki, bei der sich Mitte des 17. Jahrhunderts die Wut auf die polnische Herrschaft auch in schrecklichen Massakern an den Juden entlud. Der Autor behandelt in diesem letzten Teil, wie erwähnt, allein das ostaschkenasische Judentum, während er die Entwicklung in Deutschland nach dem Mittelalter nicht berücksichtigt. Schäfers Hauptinteresse gilt auch im östlichen Aschkenas der religiösen Entwicklung, also der sabbatianischen Bewegung, den Frankisten und dem Chassidismus samt seinen Gegnern. Während er die Haskalah Moses Mendelssohns als zu einem „Judentum light“ führend bezeichnet, beschreibt er die Haskalah im Osten als positiv, etwa weil sie eine bedeutende jiddische und neuhebräische Literatur hervorbrachte. Das Werk endet im späten 19. Jahrhundert mit den Anfängen des Zionismus und der Wiedergeburt des Hebräischen als Sprache.

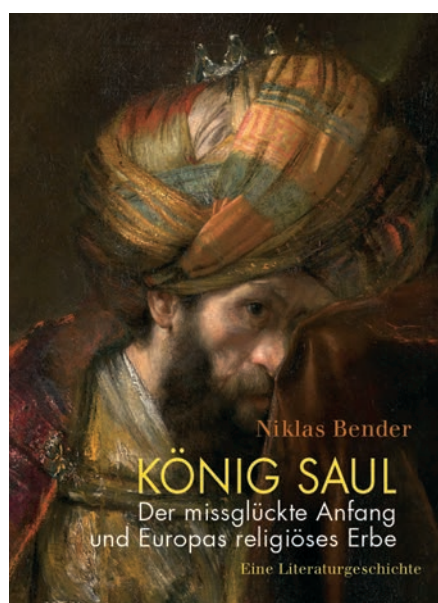
Schäfer wendet sich mit diesem Handbuch „an eine größere Leserschaft“, wie er schreibt, der er jedoch einiges an Geduld und Interesse abverlangt. Wer diese aufbringt, wird besonders von den umfangreichen religionsgeschichtlichen Teilen des Werkes profitieren. *Monika Richarz*

*Peter Schäfer: Das aschkenasische Judentum, Herkunft, Blüte, Weg nach Osten, 560 S., C.H. Beck Verlag, München 2024, www.chbeck.de.*

## König Saul

Mit den Worten „Walte über uns“ trug eine Abordnung der Israeliten dem Richter Gideon im biblischen Richter-Buch das Königtum an. Zudem wollten sie mit ihm das Erbkönigtum etablieren, also Gideons Sohn und dessen Söhne über sich herrschen lassen. Gideon jedoch wehrte vehement ab. „No Kings“ rufen seit einigen Monaten in den USA Demonstranten auf den Straßen, um gegen autoritäre Formen der Präsidentschaft von Donald Trump zu protestieren. Wie Gideon wissen sie um die prekäre Situation eines Königs im Machtgefüge eines Volkes. Die Israeliten der biblischen Zeit jedoch ließen nicht locker. So wurde Saul, der Sohn des Kisch, einer aus dem Stamme Benjamin, der erste König der Israeliten.

Ihm hat jetzt Niklas Bender, zurzeit Lehrstuhlvertreter für französische und italienische Literaturwissenschaft der Universität des Saarlandes, eine umfangreiche,



auf die literaturgeschichtliche Rezeption der Königsgestalt Sauls fokussierte Mono-

grafie gewidmet. Saul, der in letzter Zeit weitgehend vergessene biblische König, ist heute aktueller denn je. Mit ihm verbinden sich fundamentale Fragen des Verhältnisses von staatlicher Macht und religiöser Autorität, die überraschenderweise in den letzten Jahren aufgrund der weltweiten politischen und religiösen Veränderungen wieder in den Vordergrund gerückt sind. Bender erwähnt den evangelikalen Fundamentalismus, aber auch den Islamismus. Das „Selbstverständnis weitgehend säkularer Demokratien“ werde durch diese „Wiederkehr des Religiösen“ „infrage gestellt“. Nicht nur deshalb ist es wertvoll, sich mittels dieser ersten umfassenden literaturwissenschaftlichen Studie über König Saul über die Anfänge säkularer staatlicher Macht zu informieren.

Die Problematik des biblischen Saul gehört aber auch, wie Bender bereits mit

dem Untertitel seines Buches hervorhebt, zu „Europas religiösem Erbe“. Sich der biblischen Konstellation von staatlicher Macht und religiöser Autorität zu vergewissern, dient laut Bender „der Aktualisierung des kulturellen Gedächtnisses“. Ohne das kulturelle Gedächtnis bzw. das Bewusstsein, worin Europas religiöses Erbe eigentlich besteht, sind für einen Zeitgenossen unserer Tage, der von allertagesaktuellem Trash der sozialen Medien zugemüllt wird, die subtilen Instrumente und Funktionsweisen, deren sich die Potentaten von heute bedienen, nicht erkennbar. Das Feld der literarischen Adaptionen von Sauls Schicksal ist jedoch in der europäischen Literaturgeschichte gewaltig. Bender musste deshalb eine Auswahl treffen. Im ersten Kapitel behandelt er zunächst die Darstellung König Sauls in den biblischen Büchern Samuel.

Daran schließt sich die Rezeption bei Flavius Josephus an, der als jüdisch-hellenistischer Historiker für seine vorwiegend nichtjüdischen Leser eine ihrem

kulturellen Hintergrund entsprechende Version der biblischen Figuren präsentierte. Für König Saul entwarf er ein „Heldenporträt“. Das zweite Kapitel widmet sich Dante Alighieris und Boccaccios Rezeption. Das mit 200 Seiten umfangreichste dritte Kapitel behandelt König Saul auf der Bühne. Hier werden französische, italienische, englische und deutsche Autoren mit ihren Saul-Adaptionen vorgestellt. Auch Georg Friedrich Händels Oratorium „Saul“ von 1739, in dem die poetische Kraft, die der Bibel erstmals im 18. Jahrhundert zugeschrieben wurde, sowie die unstete Gefühlslage, in der sich König Saul beständig befindet, zum Ausdruck kommt. In weiteren Kapiteln wird König Saul in der Lyrik (z.B. in Werken von Rainer Maria Rilke, Else Lasker-Schüler und Nelly Sachs) sowie in der Malerei (z.B. Rembrandt) behandelt.

Benders Buch ist nicht nur für wissenschaftliche Leser eine faszinierende Lektüre, es ist auch für jeden, der sich für Europas politisches und religiöses Erbe

interessiert, erfreulicherweise gut zugänglich. König Saul steht aber nicht allein für dieses Erbe ein, er ist zudem mit anderen Aspekten seiner Persönlichkeit für die Tradition von Bedeutung gewesen. Seine seelische Verfassung hat ihn für das Urbild des Melancholikers prädestiniert. Mit seinem Gang zur Hexe von Endor, von der er eine Totenbeschwörung verlangte, steht er in Verbindung mit „okkulten Praktiken“. Bender bietet ein facettenreiches Bild des biblischen Saul. Die verschiedenen Aspekte seiner Persönlichkeit, die in der literarischen Tradition mit unterschiedlichen Farben gezeichnet und ausgemalt wurden, zeigen letztlich eine beeindruckende historische Gestalt, mit der wir uns, wollen wir wirklich lernen, uns selbst zu verstehen, auseinanderzusetzen haben.

Daniel Hoffmann

Niklas Bender: *König Saul. Der missglückte Anfang und Europas religiöses Erbe, eine Literaturgeschichte*, 492 Seiten, Wallstein Verlag, Göttingen 2025, [www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de).

## Mit dem Leben davongekommen

Thomas Muggenthaler versammelt in diesem Buch 34 Lebensbilder von Personen, die dem Terror des Nationalsozialismus entkommen konnten bzw. ihn überlebt haben. Sie stammen u.a. aus bayerischen Orten wie Weiden und Regensburg, Fürth und Bayreuth, Straubing und Augsburg, und in einem Fall – Ruth Klüger – aus Wien. Ihre mitunter abenteuerliche Flucht mit mehreren Zwischenstationen führte sie in die USA, nach England, Argentinien, Uruguay, Shanghai, Jugoslawien oder Palästina. Manchen ist auch die KZ-Erfahrung nicht erspart geblieben. Einige sind dauerhaft dorthin zurückgekehrt, wo sie und ihre Familien einst lebten. Wer sich gegen eine solche Rückkehr entschieden hat, konnte entweder anderswo eine neue, stabile Existenz aufbauen und hat deshalb keinen Anlass gesehen, diese wieder aufzugeben, oder konnte das zugefügte Leid nicht vergessen und wollte von Deutschland nichts mehr wissen.

So unterschiedlich die Einzelschicksale auch sind, so bedeutete doch das Jahr 1933 für alle hier vorgestellten Menschen einen Bruch in ihrem Lebenszusammenhang. Sie wurden ausgegrenzt, haben Schikanen und Gewalt erfahren, wurden von Angehörigen getrennt und haben Besitz, Verwandte und Freunde verloren. Gemeinsam ist ihnen aber auch eine kaum vorstellbare Kraft und ein ungebrochener Überlebenswille, ohne den sie das nicht geschafft hätten, was Ruth Klüger „weiter leben“ nennt.

Thomas Muggenthaler hat über viele Jahre hinweg Menschen aufgespürt und aufgesucht, die einst in den genannten baye-



rischen Orten gelebt haben. In ihren Geschichten erzählen sie von verschiedenen Phasen ihrer Vergangenheit mit unterschiedlichen Erlebnissen und Erfahrungen.

In der Zeit vor 1933 waren sie meist wohl-situiert und führten ein bürgerliches Leben, wie etwa Hans Rosengold, einst Inhaber eines angesehenen Textilkaufhauses in Regensburg, der zu Recht mit Stolz auf seinen einstigen Erfolg zurückblickt. Die Zwangsenteignung seines Geschäfts veranlasste ihn zur Flucht nach Argentinien, von wo er nach Kriegsende zurückkehrte und in Regensburg wieder Inhaber der Firma wurde. Den durch die

sogenannte „Arisierung“ geänderten Namen „Carlson“ für das Kaufhaus hat er beibehalten. Ältere Regensburger erinnern sich noch gut an die beiden Standorte in der Regensburger Innenstadt. Besonders setzte sich Rosengold nach seiner Rückkehr zusammen mit anderen für den Aufbau einer jüdischen Gemeinde in Regensburg ein. Er hat Glück gehabt, wie er selbst sagt. Doch die Schreckenserfahrung des Nazi-Deutschland hat niemand wirklich überwunden und der Nachkriegsantisemitismus, wie ihn beispielsweise Israel Offman, Überlebender des KZ-Außenlagers Ganacker, bei seinem Engagement für einen Neubeginn jüdischen Lebens in Straubing erfährt, lässt das auch nicht zu. Am besten noch gelang eine Bewältigung denjenigen, die frühzeitig entkommen und mit Erinnerungsgegenständen wie etwa Medaillen, Abzeichen und Fotos bis hin zu getrockneten Blumen das Andenken an einst glückliche Zeiten bewahren konnten. Für andere waren die Zeiten nicht lange glücklich, denn die Auffassung, dass der nationalsozialistische Spuk bald wieder vorbei sei, sollte sich sehr bald als Fehleinschätzung herausstellen. Erzählungen von der Kindheit, vom hautnah erlebten Terror im schulischen Alltag, sind besonders bitter. Schläge mit dem Stock oder unflätige Beschimpfungen als Dank für mehrmals an Klassenkameraden verschenkte Pausenbrote vergisst man nicht. Aber auch positive Erfahrungen werden nicht vergessen: Im Kreis der Nazi-freundlichen Wagner-Familie in Bayreuth war der Sohn des Komponisten offenbar eine erfreuliche Ausnahme.



Doch für so manch einen, der aus Nazi-Deutschland ausreisen konnte, warteten im neuen Land zunächst eher Hürden und Probleme: England betrachtete Deutsche (eben auch deutsche Juden!) als Bürger einer feindlichen Nation; der Erwerb einer neuen Sprache fiel nicht allen leicht; Namen mussten oder wollten geändert werden; Bildung und Ausbildung konnten nicht weitergeführt werden; Erwerbstätigkeiten weit unter dem einstigen beruflichen Niveau bedeuteten sozialen Abstieg, Geldnot und Hunger. Doch mangelte es auch nicht an Erfindungsreichtum: Da behauptet Emigrant Gerd Apte-kam ganz unverblümt, er wolle seinen Vetter in Uruguay besuchen. Für diesen erfundenen Verwandten hat er sich den Namen Levi Kohn ausgedacht und in Montevideo unter diesem Namen ganz problemlos eine Adresse gefunden. Die Flucht gelingt.

Deportation und Lagererfahrung sind ein weiteres Thema in den Geschichten. Deportation bedeutete Selektion entweder in eines der Vernichtungslager, in ein so genanntes Zwischenlager oder in ein Arbeitslager, je nach Alter und körperlicher Verfassung einer Person. Eine weitere Sortierung erfolgte bei Ankunft, und manch einer entkam nur durch Zufall

oder Verwechslung dem sofortigen Tod, für den er eigentlich ausersehen war. Bei Krankheit, so wird berichtet, war es geraten, die Krankenstation möglichst zu vermeiden. Die Begegnung mit Josef Mengele und die erfahrene Brutalität des Lageralltags bleiben als traumatische Erinnerungen letztlich unbewältigt.

Auch wer sich gegen eine dauerhafte Rückkehr nach Deutschland entschieden hat, berichtet mitunter von gelegentlichen Besuchen in der einstigen Heimat. Diejenigen, die dabei von früheren Bekannten willkommen geheißen, von Lokalpolitikern oder der Presse geehrt werden, freuen sich darüber – nicht immer allerdings ungetrübt. Die Freude ist auch mit Wehmut und Befremden bis hin zu Verärgerung und aufkommendem Hass gepaart, wenn die Besucher auf Desinteresse stoßen oder von einstigen Schulfreunden und Bekannten behauptet wird, man könne sich an keine gemeinsamen Erlebnisse erinnern.

Die hier vorgestellten Personen sind „mit dem Leben davongekommen“ – manchmal nicht viel mehr als das. Und selbst dort, wo sich für Einzelne das Glück einer Rettung ergeben konnte, war gerade diese Glückssituation für Andere die Katastrophe: Der Angriff auf Dresden durch

die Alliierten verhinderte, dass der für den 16. Februar 1945 vorgesehene Transport nicht mehr durchgeführt werden konnte. Für Henny Brenner und ihre Familie war dies die Rettung.

Die Leser sind mit vielfältigen Schicksalen und Szenen konfrontiert, die unter die Haut gehen, was kein Geschichtsbuch leisten kann. Muggenthalers Verdienst ist es, die 34 Menschen weitgehend selbst zu Wort kommen zu lassen, ihre Aussagen durch Fotos zu ergänzen und nur behutsam zu kommentieren. Jeder Geschichte sind wesentliche biografische Daten vorangestellt, und die Formulierungen des übersichtlichen Inhaltsverzeichnisses bringen vorab mit einem Zitat den jeweiligen Lebenslauf auf den Punkt. Einleitend würdigt Prof. Michael Brenner das Buch, und Thomas Muggenthaler berichtet von seinem Interesse an dem Thema der Shoa und von seiner Arbeit. Das abschließende Quellen- und Literaturverzeichnis zeugt nicht nur von sorgfältiger Recherche, sondern ermöglicht es dem interessierten Leser, sich weiter mit dem Thema befassen.

Ina Karg

*Thomas Muggenthaler: Mit dem Leben davongekommen, Exil und Neuanfang, 240 S., Volk Verlag, München 2025, [www.volkverlag.de](http://www.volkverlag.de).*

## Olga Meerson-Pringsheim

Ausgangspunkt einer minutiösen Spurensuche des Stuttgarter Historikers Robert Jütte war ein unsigniertes Bild, das sich im Besitz seiner Schwiegermutter befand. Deren Mutter Braina Grüngard hatte in Berlin zwischen 1924 und 1934 einen Salon geführt, und im Zusammenhang mit einer Arbeit seiner Frau Anat Feinberg übernahm ihr Mann die Aufgabe, zur Malerin Olga Meerson zu recherchieren. Gleich im ersten Kapitel wird offengelegt, dass diese Recherche schwierig und ihr Ergebnis in gewisser Weise unbefriedigend blieb, ist doch die Quellenlage eingeschränkt, ja, in vielem einseitig. Einseitig vor allem sind die Tagebucheinträge und Briefe von Hedwig Pringsheim, der späteren Schwiegermutter. Die Heirat ihres Sohnes Heinz 1912 mit Olga Meerson missbilligte sie und schloss auch ihren Sohn Heinz aus ihrem Leben aus. Aber schon in den Jahren zuvor wendete sie sich von der russisch-jüdischen Malerin ab.

Von Olga Meerson gibt es, außer den Bildern und einigen Briefen und Fotos, kaum Selbstzeugnisse. Die aus der Ehe mit Heinz Pringsheim hervorgegangene Tochter Tamara hinterließ so gut wie keine Erinnerungszeugnisse an ihre Mutter. Und offensichtlich hat auch ihr Mann, der sich zum Zeitpunkt des Suizids seiner Frau von ihr hatte trennen wollen,



kaum schriftliche Zeugnisse hinterlassen. Olga Meerson, geboren am 5. Dezember 1882, vielleicht aber auch, wie andere Dokumente als der Eintrag ins Melde-register anlässlich der Heirat angeben, zwischen 1878 und 1881 in Moskau, war zunächst ausgebildet an der Moskauer Hochschule für Malerei, Bildhauerei und Architektur. Sie kam um 1900 nach München. Sie wohnte in Schwabing in unmittelbarer Nachbarschaft der expressionistischen Malerin Marianne von Werefkin

und ihres Mannes Alexej von Jawlensky in der Giselastraße. In deren Salon traf sich die Avantgarde jener Zeit, die 1909 die Neue Künstler-Vereinigung München gründete, aus der der Blaue Reiter hervorging.

Olga Meerson war Schülerin der Damen-Akademie in der Barer Straße in München, die auch von den später so bekannten Malerinnen Gabriele Münter und Käthe Kollwitz besucht wurde. In den Jahren in Schwabing gehörte die junge Russin zur Münchener Bohème. Deutlich sind die Einflüsse von Wassili Kandinsky zu erkennen, an dessen Malklassen sie teilnahm. Sie schloss in jener Zeit Freundschaft mit der fast gleichaltrigen Mitschülerin Elisabeth Iwanowa Epstein. Beide waren sie auch Schülerinnen des damals sehr angesehenen Malers Anton Azbe. Zu den verschiedenen Gruppierungen, die das intellektuelle und künstlerische Milieu Münchens zu Beginn des Jahrhunderts mitprägten, beschreibt der Autor einige der sie formenden Personen. Das Personenregister am Ende des Buches regt zum Nachschlagen an.

Schon in dieser Zeit lernten sich Hedwig Pringsheim und Olga Meerson kennen. Die junge Russin war damals noch ein durchaus wohlgelittener Gast im Elternhaus der späteren Frau von Thomas Mann, Katia, und ihrer Brüder Erik, Peter, Klaus

und Heinz im großbürgerlichen Palais in der Münchner Arcisstraße 12. Thomas Mann beschrieb im Roman „Königliche Hoheit“ 1909 die Atmosphäre dort. Von der achtjährigen Katia hat sich ein von Olga Meerson 1904 gemaltes Portrait erhalten. Aber schon zuvor zeigten sich die ersten Risse im guten Verhältnis der Dame des Hauses mit der Malerin, wie aus Hedwig Pringsheims Tagebuch und ihren Briefen zu erfahren ist. Olga Meerson hatte Hedwig Pringsheims Mutter, die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Hedwig Dohm, zur Kur nach Meran begleitet. Dort war die Malerin wohl „aus der Rolle gefallen“ und musste sich, wie von Hedwig Pringsheim von da an immer wieder berichtet, in ärztliche Behandlung begeben. Aus heutiger Sicht litt sie wohl unter manisch-depressiven Episoden oder,

noch moderner ausgedrückt, unter Borderline-Symptomen.

Daran ändert auch ihr Aufenthalt in Paris 1903 nichts. Dort wird sie andere Vertreter der Moderne kennenlernen, unter anderen den Maler Henri Matisse, dem sie zeitweilig sehr nahestand. Einige ihrer Werke werden ausgestellt und finden durchaus in den Kritiken wohlwollende Erwähnung. Die wenigen abgebildeten Werke von Olga Meerson zeugen von der Modernität und Souveränität ihrer Malerei.

Durch die eingeschränkte Quellenlage erschließen sich die Persönlichkeit und das Werk dieser offensichtlich begabten Malerin nur sehr eingeschränkt, und am Ende des umfassenden biografischen Versuchs von Robert Jütte steht die Erschütterung ihres Todes in Berlin, wo sie sich im Juli 1930 aus dem vierten Stock des Hotel

Kaiserhof in den Lichthof stürzte. Es ist das Ende eines an tragischen Wendungen durchaus reichen Lebens vor der Shoa.

Der Autor legt die Rekonstruktion dieses Lebens historisch-nüchtern und gut lesbar vor, mit vielen Fußnoten und einer Vielzahl von Bezügen. Damit kann das Buch auch zum Nachschlagewerk für eine kulturell reiche Epoche werden. Im Programm des Neofelis-Verlags fungiert es als Band 36 von „Jüdische Kulturgeschichte der Moderne“. Ein näherer Blick auf andere Bände der Reihe lohnt gewiss.

Angela Genger

Robert Jütte: *Olga Meerson-Pringsheim, eine russisch-jüdische Malerin im Umfeld von Wassily Kandinsky, Henri Matisse und Hedwig Pringsheim*, 322 S., Neofelis-Verlag, Berlin 2025, [www.neofelis-verlag.de](http://www.neofelis-verlag.de).

## Oberrabbiner Dr. Dünner

Gut recherchierte Biografien erfreuen sich großer Beliebtheit. Warum lesen viele Menschen so gerne Biografien? Weil solche Bücher oft eine ungewöhnliche Lebensgeschichte erzählen und Einblicke in die Eigenart einer bestimmten Epoche oder Kultur gewähren. Der Leser wird unterhalten und lernt mühelos etwas dazu. Ein informatives Buch über das Leben und Werk von Rabbiner Joseph Hirsch Dünner (1833–1911) hat Jaap Colthof veröffentlicht. Der Titel dieser Biografie, „Von Krakau nach Amsterdam“, deutet Dünners Metamorphose an: ein ostjüdischer Talmudist entwickelte sich zu einem überzeugten Westjuden, der eine führende Gestalt des niederländischen Judentums wurde.

Von großer Bedeutung war eine Zwischenstation, die der Titel nicht erwähnt. Nachdem Dünner einen Mordanschlag im Jahre 1857 überlebt hatte, beschloss er seine Heimat zu verlassen. Er übersiedelte nach Deutschland. Zuerst wohnte er in Würzburg, wo er Rabbiner J.D. Bamberger kennenlernte; dieser Gelehrte empfahl Dünner, eine Stelle als Hauslehrer in Münster eifel anzunehmen. Von 1859 bis 1862 studierte Dünner an der Universität zu Bonn, und zwar semitische Sprachen, Geschichte und Philosophie.

In Bonn traf der fromme Student den sozialistischen Denker Moses Hess, der gerade an seinem Buch „Rom und Jerusalem“ arbeitete. Diese Begegnung war für Dünners ideologische Ausrichtung insofern wichtig, als Hess ihn für den Zionismus gewann. Beide haben miteinander korrespondiert. Die Heidelberger Universität verlieh Dünner 1862 den Dokortitel, nachdem er eine Arbeit über den Bibelexegeten Abraham ibn Esra eingereicht hatte. Diese Dissertation ist heute nicht mehr aufzufinden.



Dem promovierten Rabbiner wurde in Holland eine verantwortungsvolle Stelle angeboten, die er annahm: Bis zu seinem Lebensende leitete er 49 Jahre lang das Rabbinerseminar in Amsterdam. Diese Ausbildungsanstalt hat er gründlich reformiert und später dafür gesorgt, dass seine Schüler fast alle Rabbinerstellen in Holland besetzt haben. Der Seminardirektor übernahm 1874 ein zusätzliches Amt: Er wurde Oberrabbiner der Gemeinde Amsterdam und der Provinz Nordholland. Colthof beschreibt die Amtsführung des Oberrabbiners und hebt sowohl seine Stärken hervor als auch seine Schwächen.

Dr. Dünner war ein gesetzestreuer Mann, der allerdings manchmal Ansichten vertrat, die von seinen Kollegen abgelehnt wurden. Sein Buch „Die Theorien über Wesen und Ursprung der Tosephta, kri-

tisch dargestellt“ (Amsterdam 1874) haben mehrere Rezensenten verrissen. Auch seine Jahrzehnte später publizierten Glossen zum Talmud wurden scharf kritisiert, z.B. von Rabbiner Dr. Salomon Breuer aus Frankfurt. Was hat den Kritikern so sehr missfallen? Die Tatsache, dass der Amsterdamer Rabbiner bereit war, talmudische Texte zu ändern oder sogar einige Sätze zu streichen, weil er diese für spätere Zusätze hielt.

Colthof hat ein gut lesbares wissenschaftliches Werk verfasst. Der Autor skizziert Besonderheiten des jüdischen Lebens im 19. Jahrhundert sowohl in Polen als auch in Holland. Auch diskutiert er einige talmudische Glossen von Rabbiner Dünner. Colthof hat viel Material gesichtet und gut zusammengefasst.

Eine Stelle ist m.E. ergänzungsbedürftig: Warum wollte Oberrabbiner Dünner den Pentateuch-Kommentar von Rabbiner Samson Raphael Hirsch nicht in der Bibliothek des Rabbinerseminars haben? Die Tatsache, dass der Seminardirektor die Bücher von Rabbiner Hirsch als „Moralpredigten“ ansah, ist in meinen Augen keine ausreichende Begründung für die Bannung des fünfbandigen Tora-Kommentars.

Rabbiner Dünner war ein gelehrter Nonkonformist, der nicht in Vergessenheit geraten ist. Mehr als 50 Jahre nach seinem Tod wurde in Amsterdam eine Brücke nach ihm benannt; ein Foto dieser Brücke ist auf der Titelseite von Colthofs Biografie zu sehen. Wesentlich wichtiger erscheint mir die Tatsache, dass Dr. Dünners Glossen zum Talmud in Israel neu gedruckt worden sind.

Yizhak Ahren

Jaap (Jakob) Colthof: *Von Krakau nach Amsterdam* (hebr.), 114 S., Israel 2024.



## Ханука

Земельный раввин д-р Йоэль Бергер

Когда дни становятся короткими, когда свет рано меркнет и на улицы проникает холод, для нас, евреев всего мира, начинается Праздник огней: Ханука. Праздник, повествующий о маленьком чуде и великом доверии.

После завоеваний Александра Македонского в IV веке до н. э. греческая культура, язык и образ жизни – так называемый эллинизм – распространились по всему Ближнему Востоку. После смерти Александра его империя распалась, и территория Иудеи вскоре попала под власть Селевкидов, грекоязычной династии, правившей из Сирии. Эллинизм был не просто политикой, но целой философией жизни и, в частности, отказом от эксклюзивных религиозных предписаний, считавшихся «отсталыми».

Правитель Селевкидов Антиох IV Епифан стремился укрепить свою власть над Иудеей, отчасти посредством религиозного объединения. Он считал иудаизм с его заповедями, монотеизмом и отрицанием идолов разрушительной силой. Поэтому он принял радикальные меры, запретив обрезание (брит-мила), изучение Торы и соблюдение Шаббата. Он также приказал построить алтарь Зевсу в Иерусалимском храме. Это было прямым посягательством на религиозную идентичность и недопустимым осквернением для набожных евреев.

В небольшом городке Модиин недалеко от Иерусалима жил священник по имени Матитьягу со своими пятью сыновьями. Когда царский чиновник потребовал от него принести языческое жертвоприношение, Матитьягу отказался и убил его. Это положило начало восстанию Маккавеев.

Матитьягу и его сыновья бежали в горы и начали партизанскую войну против значительно превосходящей армии Селевкидов. После смерти Матитьягу его сын Иуда Маккавей («Молот») взял на себя руководство. Маккавеи организовались как религиозно мотивированное освободительное движение, с поразительным успехом сражались с греческими и эллинскими войсками и в конечном итоге освободили Иерусалим.

Когда Маккавеи вернули Иерусалим в 164 г. до н. э., они обнаружили Храм осквернённым. Они очистили его и заново освятили. Ханука означает «освящение». Когда они отправились зажигать храмовую менору, то наткнулись на небольшой кувшин с маслом с печатью Первосвященника, которого хватало всего на один день. Но масло продолжало гореть восемь дней, пока не было приготовлено новое, чистое масло. Это чудо стало центральным религиозным символом праздника.

Исторически Ханука изначально праздновалась как политический и религиозный праздник свободы – победы веры и самоопределения. Лишь позднее, в раввинские времена, акцент был смещен на чудо света, чтобы подчеркнуть религиозный аспект. Ханука символизирует не изоляцию, а осознанное различие там, где идентичность находится под угрозой, и искусство оставаться верным своей вере в чужом мире. Ханука – это больше, чем просто исторический праздник. Это символ сопротивления духовной и культурной апроприации, свидетельство веры в то, что свет сильнее тьмы, и призыв к самоутверждению в мире, который часто требует ассимиляции.

Мы ставим ханукальную менору, девятисвечный светильник, на окно. Не для того, чтобы хвастаться, а чтобы поделиться. Чтобы сказать: «Вот свет. Вот надежда». Ханука – это также праздник радости. Дети крутят дрейдл, небольшой волчок, едят суфганийот, сладкие пончики, и поют старинные песни. Ханука – это праздник, объединяющий семьи, рассказывающий истории о мужестве, доверии и Божьей верности. Даже во времена, когда еврейская жизнь вновь оказывается под давлением, когда антисемитские речи и действия набирают силу, этот свет остаётся символом сопротивления и жизни. Он говорит: "Мы здесь", "Мы все часть этого", "Мы несём свет".

Übersetzung Alexandra Golosovskaia







Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.